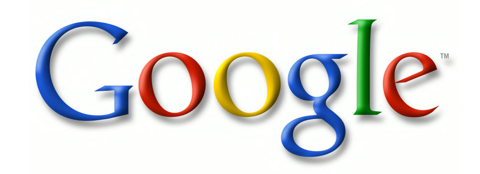



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Liebe.

Lord Byron.

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernst Willkomm.

Dritter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

VI.

Der neue Don Juan.

1.

Die Mönche waren wieder sehr fleißig. In der düstern Zelle, von Büchern und Manuscripten angefüllt, hörte man nichts, als das knitternde Rascheln der Buchblätter, das Schrillen der Federn. Ein ehrwürdiger Greis trat durch eine Seitenthür und ward von den Brüdern mit stillem Gruß empfangen. Es war der armenische Bischof, eine kräftige, hohe Gestalt mit einem prachtvoll schimmernden Silberbart.

„Noch allein?" sprach der Bischof zu den Mönchen. „Unser wunderlicher Freund und Studiengenoß bleibt heute länger als gewöhnlich."

„Und wir vermissen ihn auch schon," entgegnete Pater Paschalis. „Sein Scharfsinn, sein Talent,

Schall, Sinn und Geist einer fremden Sprache zu fassen, sind bewundernswürdig und einer Arbeit, wie die unsrige ist, höchst förderlich."

„Das ist seine Art zu schellen," sprach der andere Mönch, als die Glocke so heftig gezogen ward, daß sie noch eine geraume Zeit in einzelnen Schlägen nachtönte. Der Bischof trat an's Fenster. „Ja, er ist's; sein Gondelier hat sich schon auf den Sand geworfen, um eine kurze Siesta zu halten."

Man hörte jetzt behende Schritte und gleich darauf trat ein Mann in die Zelle der gelehrten Armenier, der seiner Kleidung nach ein Carmagnole sein konnte. Er trug weite, bunte Schifferhosen, einen Rock von ganz eigenem Schnitt, darunter einen Gürtel, aus welchem der goldene Griff eines Dolches blinkte. Sein Benehmen dagegen entsprach dieser Tracht nicht im geringsten, eben so wenig als seine Gesichtsbildung, die beide feine Lebensart und bedeutende Bildung verriethen. Er grüßte die Mönche freundlich durch ein fast morgenländisches Kreuzen

der Arme, während er die Hand des Bischofs sanft mit der Lippe berührte.

„Sie scheinen nicht heiter zu sein, Mylord," sprach der Armenier. „Ihr Auge ist nicht so klar wie sonst, Ihre Stirn zeigt Falten, Ihre Hand zittert."

„Die Folgen eines heitern Lebens, hochwürdiger Vater," versetzte der Fremde mit einem unbeschreiblichen Zucken der Oberlippe, worin sich Haß, Verachtung und Hohn zugleich aussprachen. „Wollen Sie mir die geheimnißvolle Rolle wieder anvertrauen?" setzte er hinzu. „Ich finde, daß alles Schwierige, ist es erst überwunden, außerordentlich aufheitert, und doch sind wir Thoren genug, unser Leben fast nie darnach zu regeln."

Schweigend reichte ihm der Bischof eine Manuscript-Rolle, setzte sich neben ihn und die tiefste Ruhe trat wieder ein. Nach längerer Zeit legte der Lord die Feder weg und sprach zum Bischof: „Es sollte uns gar nicht wundern, daß es so Viele gibt, die in den Augen der Menge als Spötter oder Atheisten erscheinen.

Seit ich täglich in das Sanct Lazarus-Kloster komme, mit Ihnen spreche und meinen Kummer durch die Schwierigkeiten, die mir das Erlernen des Armenischen entgegenstellt, zu mildern suche, ist es mir klar geworden, daß der Mensch eigentlich nur im Kampfe stark, in der Angst froh werden kann. Und was anderes thut der Zweifler, der Gottesläugner, als seinen Geist durch diesen Kunstgriff vorwärts zur Erkenntniß treiben? Die Angst, die uns überfällt, wenn wir Alles umgestürzt haben, was Tradition und die sogenannte Offenbarung uns verliehen, bringt uns dem Glauben an Gott, an einen Schöpfer und Erhalter der Welt um Vieles näher, als das starre, dummgläubige Festhalten an dem vorgeplapperten Wort. Wie trefflich müßte es um die Welt stehen, hätten wir es erst so weit gebracht, daß ein allgemeiner Atheismus die gesammte Menschheit ergriff! Dann wollte ich erst recht gut sagen für ihre Seligkeit. Was sie jetzt erlangen mag, das kann höchstens einem trüben Taumel gleichen, der nicht beglückt, der nur ergötzt."

Der Bischof lächelte. „Darüber wäre Vieles zu sprechen," versetzte der Greis. „Ruhiges Nachdenken sagt uns allerdings, daß aller Atheismus, möge er sich auch gestalten wie er wolle, eine Unmöglichkeit sei. Schon um den Atheismus denken zu können, muß ich zuvor den Theismus gedacht haben. Bedenklich erscheint nur das unverhohlene Aussprechen der läuternden Zweifel, weil die Schwachen immer nur den Schall, nicht den Sinn eines Wortes erfassen."

„An den Schwachen ist eigentlich nichts gelegen," meinte der Lord.

Der Armenier zuckte die Achseln. „Halten wir uns an die ehrwürdige Sage vom Sturz der Engel aus dem Himmel," fuhr Byron fort. „Daraus läßt sich meiner Ansicht nach der süßeste Trost für unser Leben schöpfen. Nehmen wir an, es gäbe wirklich neben Gott auch einen Teufel — wovon ich überzeugt bin, wenigstens als Poet — so entsteht die Frage: Warum lehnt sich der Teufel gegen Gott auf? Aus keinem andern Grunde, als weil es ihm einfällt

an der Allmacht des Schöpfers zu zweifeln, und der Zweifel an sich immer eine völlige Umkehr des eigenen Gedankenlebens hervorbringt! Sein angeblicher Sturz in die Hölle, seine Opposition gegen Gott und was damit zusammenhängt; dies Alles lasse ich gelten, nicht aber als das Walten eines absolut bösen Princip's, sondern als das erste und letzte Tribunal des Weltgerichts, das selbst über Gott und seine Thaten Urtheile fällt, indem es ihn und was er schafft, mit dem trotzigen Gesetz seines eigenen Gedankens confrontirt. Denn kann es überhaupt ein Weltgericht geben, so muß Gott zuerst davor erscheinen. Deshalb ist es auch ein alberner Glaube, den die verschiedenen Culte aufstellen: Gott arbeite dem Teufel und der Teufel Gott entgegen. Behüte! Gott respectirt den Teufel jederzeit, freut sich, wenn diese ihm ebenbürtige Kraft tüchtig wirkt, und wird nur dann mit ihm brechen, wenn er einmal unnöthig werden sollte."

„Es ist nur zu beklagen," sprach der Bischof, „daß Wenige im Stande sein werden, solche Be-

hauptungen zu fassen, und selbst diejenigen, denen es vergönnt sein mag, Ihnen zu folgen, werden sie dabei auch glücklich sein?"

„Glücklich! Glücklich!" rief Byron ungeduldig aus. „Daß Sie und Alle doch immer mit dem Glücke jeden bedeutenden Weg zur Erkenntniß kreuzen! Der Gedanke macht stets glücklich, jedes andere Glück zerrinnt in Schaum — selbst das höchste, was uns die Erde bieten kann, das Glück der Liebe, wenn es nicht durch den Gedanken geadelt wird."

„Ohne das Bewußtsein des Glückes verliert das Leben seinen größten Reiz," sprach der Greis. „Wir dürfen deshalb das Streben nach dem Glücke nicht tadeln, wenn es nur auf die rechte Weise geschieht; und dafür läßt sich keine allgemein gültige Regel aufstellen. Hier entscheiden Temperament, Character, Verhältnisse. Der Denker findet es im Forschen, im Zweifel, der Poet in den Träumen, die seine Phantasie um Erd' und Himmel webt, der einfach fromme Mensch im Glauben ohne Prüfung. Jeder will glücklich sein, und Jeder ist es auch, denn der wahr=

haft unglückliche Mensch kann niemals leben. Darum sollte man auch über den Selbstmörder keine so harten Urtheile fällen. Der Lebende kann ihn niemals verstehen."

Byron rollte sein Manuscript zusammen. „Es liegt ein Trost in Ihren Worten, Hochwürden; warum finden wir diesen nicht in den Schriften der Offenbarung?"

„Glauben Sie wohl," erwiederte der armenische Bischof, seine Hand auf das Manuscript legend, „daß die Engländer diese Briefe als ächt anerkennen werden?"

„Auf keinen Fall," versetzte Byron. „Es gibt kein absprechenderes Volk, als meine Landsleute. Sie würden die Sonne läugnen aus purem Stolz, wenn es einmal geschehen sollte, daß sie ein ganzes Jahr lang die Nebelluft London's nicht durchdringen könnte."

„Und was ist Ihre Ansicht von der Sache?" fragte der Bischof weiter, der dem Gespräch eine andere Wendung zu geben wünschte.

„In Bezug auf das Morgenland, ehrwürdiger Vater, bin ich kein unparteiischer Richter. Meiner Seele ist ein Faden von Asien eingewoben und diese Verwandtschaft mit dem Orient schadet meinem Urtheil.“

„Haben Sie auf Ihren Reisen den Ararat besucht?“

„Meine Zeit, meine Mittel, vielleicht auch meine Stimmung verhinderten mich daran. Die Wiege des Menschengeschlechts dünkte mich immer zu heilig, als daß sie ein Individuum betreten dürfte, das vom Schmutz unserer jetzigen modernen Bildung, dieser radicalen Verderbniß jeder Seele, befleckt ist. Mein Sinn aber steht dorthin, meine Hoffnung hängt fest an den Trümmern der Arche und meine Träume schweben oft wie Schmetterlinge um den Duft jener heiligen Sagen. Vor Allem möchte ich gern wissen, auf welcher Stelle Kain seinen Bruder Abel erschlagen hat.“

„Darüber hat man nur Vermuthungen,“ sprach

der Bischof. „Und warum möchten Sie grade diesen Ort wissen?“

„Weil ich überzeugt bin, daß er Eden nahe genug lag, um von dort aus die Stätte des ehemaligen Paradieses zu sehen. Dieser Anblick eines durch fremde Schuld verlorenen Glückes kann meiner Ansicht nach die alleinige Veranlassung zu Kain's That geworden sein. Kain ist der erste Mensch, in dem die Kraft Gottes lebendig wird, dem es drängt zu schaffen, zu erobern. Er sieht sich umgeben von schwachen gläubigen Geschöpfen, zu gut, um mit Keckheit zu sündigen, zu furchtsam, um einen Versuch zu wagen, das verlorene Eden wieder zu gewinnen. Das empört den kräftigen Kain, bringt ihn auf gegen die Aeltern, gegen Gott. Er kann nicht begreifen, weshalb er, der Unschuldige, für die Thorheit eines Andern leiden soll, und so macht sich denn in ihm die ganze dämonische Kraft des Teufels geltend, der ja eben auch blos zum Teufel wurde, weil ihm ein Quentchen Kraft fehlte, dem Gegner Stand zu halten. Nun beobachtet er das demüthige Win-

feln seiner Geschwister, ihr gutmüthiges Dulden widert ihn an, als er aber gar sieht, daß die Opfer dieser schwachen guten Menschen von Gott gnädig aufgenommen werden, da kann er sich nicht mehr halten. Er tödtet den Bruder und mag nichts wissen von diesem Gott der Schwachen. Ich kann das begreifen, Hochwürden, und besorge, daß ich an Kain's Stelle eben so gehandelt haben würde."

Sanft und mild sprach der Greis: „Wir müssen nur immer bedenken, daß jede Zerstörung verletzt und zum Dulden eine größere, nur gemäßigtere Kraft erfordert wird, als zum lärmenden Dreinschlagen; wenn es auch freilich in unserer Natur liegt, daß wir einen muthwillig bereiteten Schmerz unmuthig ertragen."

„O wüßte sich doch der tiefste Schmerz auf andere, als verwundende Weise selbst zu stillen!" rief Byron aus. „Ich hab' es versucht auf hundert Wegen, und doch immer wieder gefunden, daß nur eine fortgesetzte Selbstbeleidigung, ein scharfes Verwunden des Empfindlichsten in uns, also des Göttlichen, Rei-

nen, uns selbst vielleicht der Gottähnlichkeit theilhaftig macht. Aber grade dafür kreuzigen uns die Menschen am unbarmherzigsten. Es ist schwer, die Welt, die Weltgeschichte zu verstehen, doch schwerer noch den Einzelmenschen zu begreifen, wenn er anders ist als die Andern!"

Byron stand auf, um sich zu entfernen. „Immer gehen Sie Ihren eigenen Weg Mylord," sprach der sanfte, umsichtige Armenier. „Sie kommen schon zum Ziele! Nur zurufen will ich Ihnen: werden Sie nicht eitel im Kampfe!" Er schlug ein Kreuz über dem Haupte des Scheidenden, der den Mönchen die Hand reichte und nachdenkend die Zelle verließ. —

Die Sonne ging eben unter, als Byron seine Gondel bestieg. Ueber der Stadt der Paläste zitterte ein rosiger Duft, die Lagunen rollten purpurne Wellen. Jenseit des Lido blitzte der ruhige Spiegel des adriatischen Meeres, aus dem in Zwischenräumen hellrothe Flammen empor zuckten. Es waren die Segel vorüberziehender Schiffe.

Um diese Zeit beginnt in Venedig erst das eigentliche Leben. Hunderte von Gondeln gleiten den großen Kanal auf und ab, um in die Conversazioni zu fahren, oder an den Theatern zu landen. Abenteuer aller Art werden dann gesucht, Bekanntschaften angeknüpft, zahllose Liebesintriguen eingeleitet. Da jeder Venetianer von nur einigem Vermögen seine Gondel und seinen Gondelier besitzt, so wird es nicht schwer, die Herren an ihren Fahrzeugen oder deren Leitern zu erkennen. Auch Byron's Gondel war bald Jedermann kenntlich und konnte nach einiger Zeit nur selten Venedig's Hauptstraße, den großen Kanal, befahren, ohne von andern Gondeln umschwärmt zu werden. Die Veranlassung dazu gab nicht allein Byron's Persönlichkeit, auch seine Lebensweise, seine Mildthätigkeit und die unerhörten Vergnügungen, die er einführte, leiteten aller Blicke auf ihn. Denn kurz nach seiner Ankunft in der wunderbaren Meerstadt ließ er mehrere Pferde über die Lagunen nach dem Lido schiffen, dort eine besondere Stallung erbauen, und gab nun den erstaun-

ten Venetianern täglich das ungewohnte Schauspiel eines leidenschaftlichen Reiters. Es dauerte nicht lange, so ließen sich die venetianischen Frauen in ihren Gondeln nach dem Lido rudern, sobald das Fahrzeug des Engländers auf dem Kanale sichtbar ward, um dort den Reiter wahrscheinlich mehr, als sein Pferd zu bewundern. Byron war freundlich, gefällig und nichts weniger, als gleichgültig gegen die italienischen Schönen. Noch vor Ablauf eines Monates war sein Name in aller Munde. Man rühmte seine Galanterie, pries seinen Geschmack, fand Wohlgefallen an seinem Betragen, das sich ohne Widerstreben ganz ungezwungen venetianischer Sitte gefügt hatte.

Anfangs unterhielt den beklagenswerthen Flüchtling diese neue Verwandlung in seinem Leben. Er bedurfte der Erheiterung, und natürliche, ungezwungene Zustände konnten am ehesten die unheilvollen Erinnerungen in ihm niederhalten, die einen verdüsternden grauenvollen Schatten auf jeden seiner Tritte warfen. Der naive, zwanglose Verkehr der Vene-

tianer unter einander, ihr weicher, reizender Dialect, die wunderbare Harmlosigkeit in ihren Sitten und Gewohnheiten, die ungeachtet der auffallenden Leichtfertigkeit ihm doch nicht so raffinirt verdorben erschienen, als in London; vor Allem aber die Schönheit der Frauen und der ewig klare, duftige Himmel fesselten ihn so gewaltig, daß er augenblicklich Venedig zu seinem fernern Wohnsitz zu wählen beschloß.

Umgang und Umgebungen bestimmen zuletzt immer die Handlungen eines Menschen, und so kam es denn, daß Byron früh genug sein an Shelley gegebenes Versprechen vergaß. „Die Weiber! die Weiber!" rief er schon nach wenigen Wochen in komischem Zorne aus, als Fletcher ihm eines Tages mehrere Billets von zarten Händen überreichte, allein, sobald der Abend um die Sanct Marcuskirche seinen Goldmantel faltete, sprang er in seine Gondel, um die gefälligen Schönen zu sprechen, zu bewundern, sein schäumendes Blut in ihren Armen abzukühlen.

Der Rialto lag bereits hinter dem aus St. Lazarus Zurückkehrenden, er selbst ruhte hinter dicht

verhüllten Fenstern auf einem Polster seiner Kajütte mit den tiefsten Fragen beschäftigt, die noch immer durch das Gespräch mit dem Bischof angeregt in seiner Seele fortklangen. Da schaukelte die Gondel, von einem andern Fahrzeuge leicht berührt, der grünseidene Fenstervorhang ward gelüftet, ein feines Papier fiel neben Byron nieder. Mechanisch bückte sich unser Freund, hob den Zettel auf und las die Worte: „Um Mitternacht am Dogenpalast beim Löwenrachen."

Die Handschrift fiel Byron auf. Die Züge waren kräftig, stark, gleichmäßig. So konnte kein Mädchen, keine Frau die Feder führen; es hatte ganz den Anschein, als habe sich ein der Schreibekunst völlig unkundiges Frauenzimmer der Hand eines öffentlichen Schreibers unter den Arkaden bedient. „Desto besser," sprach Byron, „ein ganz ungebildetes Mädchen ist in der Liebe erst recht anziehend." Er steckte den Zettel zu sich und überließ sich von neuem seinen Gedanken und Träumen.

An der Marmortreppe des Palastes Mocenigo

empfing ihn Fletcher mit ängstlichen Blicken. „Ach, Mylord," sprach der treue Diener, „Sie haben mich wieder einmal in eine schöne Verlegenheit gebracht! Drei Damen, so von der venetianischen Farbe, schwarzäugig, keck, voller Schelmereien, mit Fetzen oder Fazzeln, wie sie's nennen, vor den hübschen Lärvchen, wollten Ew. Herrlichkeit durchaus sprechen. Ich habe sie auf Morgen wieder bestellt. Dann kam noch zum Ueberfluß Ew. Herrlichkeit ehemalige Wirthin, die schöne Mariane, sie war sehr verdrießlich und wird um zehn Uhr abermals ihre Aufwartung machen."

„Armer Junge!" versetzte Byron, befahl Tita, dem Gondelier, das Fahrzeug um zwölf bereit zu halten und ging auf sein Zimmer.

Es ist ein unbestrittener Erfahrungssatz, daß Menschen, die hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten Tausende überragen, nicht minder durch bedauernswerthe Schwächen vor der Menge sich auszeichnen. „Große Körper werfen große Schatten." Dies Wort allein mag für manche Vergehungen entschuldigen,

an denen das Leben großer Menschen leider oft so reich ist!

Byron hetzte sich und sein Talent von Jugend auf in Extremen herum, und wie bitter auch die Erfahrungen waren, die er gemacht hatte: es schien, als ob durch sie nur sein Trotz, seine Verachtung gesteigert worden sei. Nun lockte und girrte die Versuchung um ihn, in den blühendsten Reizen umhüpfte ihn die Sünde, erweckte, stachelte sein Verlangen und verhieß ihm die glücklichsten Genüsse. Und auf der andern Seite winkte wieder mit ernstem Auge die stille Weisheit, der Ruhm schwang seine Kränze, eine Sternenkrone stand blitzend über seinem Scheitel! Wohin sollte er sich wenden? — Sein tobendes Blut trieb ihn den Tönen zu, womit die Odalisken ihn zu kirren suchten, seine geistige Unruhe, sein Drang nach Erkenntniß aller Geheimnisse der Welt machte seine Brust erbeben und steigerte noch im Verlangen seine staunenswerthen Gaben. Mit schnellerm Entschlusse suchte er nun Beides zu vereinigen, jetzt mit den losen Göttinnen des Lebens

scherzend, jetzt bemüht, den Schleier zu lüften, unter dessen Hülle das Allerheiligste der Gottheit zittert. Die späte Nacht sah ihn schwelgen, als verliebten Don Juan jede Knospe brechen, während die heitere Mittagssonne und der duftige Abend einen Dichter und Weisen, nicht selten einen grübelnden Faust in ihm fanden.

In solchen Stunden, wo Byron seine Vergehungen hinter Weihrauchwolken verbergen wollte, besuchte er die armenischen Mönche im Kloster St. Lazarus, vertiefte sich in die heiligen Sagen der Vorzeit, übersetzte einen Brief Pauli an die Corinther, in dessen Besitz die Armenier allein zu sein sich rühmten, arbeitete an einer armenisch-englischen Gramatik, und schlug in Rede und Gegenrede die tiefsten Fragen an, mit denen der Menschengeist sich beschäftigen mag. Solche Unterredungen klangen oft lange in seinem Gemüthe fort, bald beruhigend, bald neue Zweifel weckend, und nicht selten befreite er sich von der nagenden Pein durch ein rasches Aufzeichnen kecker Gedanken, wie sie blitzartig in ihm aufleuchteten, um

auf Augenblicke ein grelles Licht in die tiefsten Falten seiner Seele zu werfen. Einige dieser Aphorismen müssen in der von uns geschilderten Zeit entstanden sein und mögen hier zu genauerer Characterisirung seiner Stimmung, seines Gedankenlebens folgen. Er selbst nannte sie

Träumereien.

„Wenn ich noch einmal zu leben hätte, weiß ich nicht, was ich in meinem Leben abändern würde, es müßte denn etwa sein, daß ich der Meinung wäre, lieber gar nicht leben zu wollen. Die ganze Geschichte, die Erfahrung, alles Uebrige lehrt uns, daß Gutes und Böses in diesem Dasein sich ziemlich die Wage halten, und daß der sehnlichste Wunsch für Jeden sein muß, auf eine leichte Art wieder hinaus zu kommen. Was kann uns das Leben bringen als Jahre? Und an denen ist nichts Gutes als ihr Ende!“

„An der Unsterblichkeit der Seele können wir, wie es mir scheint, nicht leicht zweifeln, wenn wir nur einen Augenblick auf das innere Leben des Geistes achten. Der Geist ist in beständiger Thätigkeit.

Ich habe sonst wohl daran gezweifelt, aber Nachdenken hat mich eines Besseren belehrt. Die Seele zeigt sich auch in völliger Unabhängigkeit vom Körper thätig — z. B. in Träumen — freilich, ich geb' es zu, ohne Zusammenhang und widersinnig; aber es ist doch immer ein geistiges Leben und weit geistiger, als wenn wir aufgewacht sind. Daß dieses Wesen nun nicht eben so gut getrennt, als verbunden agiren könne, wer wollte das behaupten? Die Stoiker Epiktet und Marc Aurel nennen das irdische Dasein „„eine Seele, die einen Leichnam mit sich schleppt,"" eine schwere Kette freilich, aber alle Ketten mögen als etwas Materielles abgestreift werden! — In wiefern unser künftiges Leben ein individuelles sei, oder vielmehr, in wiefern es überhaupt mit unserm gegenwärtigen Aehnlichkeit haben wird, ist eine andere Frage, daß aber der Geist ewig ist, scheint eben so vernünftig anzunehmen, als daß es der Körper nicht ist. — — Eine körperliche Auferstehung scheint seltsam und sogar abgeschmackt, Bestrafung müßte denn ihr Zweck sein. Alle Strafen

aber, deren Absicht nicht sowohl Besserung als Rache ist, erscheint nothwendig als sittlich unrecht, und, wenn die Welt einmal zu Ende ist, zu welchem moralischen oder bessernden Zwecke können dann ewige Qualen dienen? Die Leidenschaften der Menschen haben hier wahrscheinlich die göttlichen Lehren entstellt, — doch die ganze Sache bleibt für uns unerforschlich."

„Es ist unnütz, wenn man mir sagt, ich solle nicht denken, sondern glauben. Eben so gut könnte man einem Menschen sagen, er solle nicht wachen, sondern schlafen. Und einen dann mit einem Zustande ewiger Qual und all dem Zeuge verblüffen zu wollen! Ich kann nicht umhin zu glauben, daß die Androhung der Hölle eben so Viele zu Teufeln, als die strengen Criminalgesetze der unmenschlichen Menschheit zu Verbrechern machen."

„Der Mensch ist als sinnliches Wesen leidenschaftlich geboren, aber mit einer ursprünglich in ihm vorhandenen wenn auch geheimen Anlage zur Liebe des Guten in der Hauptfeder seines Geistes

Aber, Gott sei uns allen gnädig, für jetzt ist er nichts als eine jämmerliche Büchse von Atomen!"

„Die Materie ist ewig, in steter Veränderung, aber immer wieder von neuem entstehend, und warum nicht auch der Geist? Warum sollte nicht der Geist eben so auf das All der Dinge und mit denselben wirken, wie es seine Theile auf die Masse Staub, die man Menschheit nennt, und mit ihr thun? Man sehe nur, wie ein Mensch auf sich und Andere oder auf große Vielheiten wirkt! Dieselbe Kraft kann in einem höhern und reinern Grade auf die Sterne ꝛc. in infinitum wirken."

„Ich habe oft eine Neigung zum Materialismus in der Philosophie gehabt, habe es aber nie leiden können, wenn man ihn in die christliche Religion einführen wollte, die mir ganz und gar auf das Dasein der Seele gegründet zu sein scheint. Daher hab' ich mich immer vor Priestley's christlichem Materialismus, wie vor dem Tode, entsetzt. Man glaube immerhin, wenn man will, an die Auferstehung des Leibes, nur nicht ohne eine Seele! Es

wäre ja doch ganz verteufelt, wenn man in dieser Welt eine Seele (und so Etwas, man nenne es, wie man wolle, muß doch das Gemüth des Menschen sein) gehabt hätte, und nun in der zukünftigen keine haben sollte, gesetzt auch, man erhielte dafür eine unsterbliche Materie: Ich muß gestehen, mir ist das System des Spiritualismus lieber."

„Ich bin immer an einem Tage, wo die Sonne recht hell scheint, am frömmsten gestimmt, als ob es eine gewisse Verbindung zwischen der innern Annäherung zu größerem Lichte und größerer Reinheit, und der Flamme gäbe, die diese Blendlaterne unseres auswendigen Daseins erleuchtet."

„Die Nacht hat auch eine religiöse Weihe, und das empfand ich besonders, als ich Mond und Sterne durch Herrschels Teleskop betrachtete und sah, daß es Weltkörper waren."

„Ich denke zuweilen, daß der Mensch vielleicht ein Ueberrest von einem höhern materiellen Wesen ist, das in einer frühern Welt zertrümmert ward, und in dem Gedränge und Kampfe durch das Chaos in

diese Formation hinein entartet ist, oder etwas dem Aehnliches — wie wir z. B. Lappen, Esquimaux rc. in der gegenwärtigen Welt auf einer niedrigern Stufe erblicken, so wie die Elemente unfreundlicher werden. Aber selbst in diesem Fall muß doch diese muthmaßliche höhere Präadamiten-Schöpfung einen Ursprung und einen Schöpfer gehabt haben — denn eine Schöpfung ist eine weit natürlichere Voraussetzung, als ein zufälliges Zusammenstoßen von Atomen. Alle Dinge müssen sich auf einen Quell zurückführen lassen, wenn sie sich auch in einen Ocean ergießen." — — —

Die herabgebrannte Kerze warf jetzt ein trübes, unstätes Licht über das Papier, der Schreibende legte die Feder weg, sein Blick fiel auf den schief über stehenden Wandspiegel und es schien ihm, als sähe er die unklaren Umrisse einer Gestalt daran vorüberschweben.

Die Richtung seiner Gedanken, die halb skeptische, halb schwärmerische Stimmung, worein ihn seine Beschäftigung und die gehabten Gespräche versetzt

hatten; dazu das große, düstere Gemach, die geräusch-lose Ruhe des ganzen Palastes, trugen nicht wenig bei, ihn grade jetzt wieder aus Aberglauben furchtsam zu machen. Er schauerte innerlich, über sein Haar lief es wie Spinnengewebe. Er wagte nicht, sich umzudrehen, lauschte aber mit angehaltenem Athem auf jeden Laut. Ein unmerkliches Knistern am Fußboden ward hörbar. Plötzlich sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß eine zweite Person sich in unmittelbarer Nähe befinden müsse. Eine leise Wendung ließ ihn den Schimmer eines Gewandes erhaschen, er fühlte sich von weichen Armen umschlungen, zwei große, brennend schwarze Augen lachten über seine Schulter hinweg ihn an.

Byron besaß nicht Kraft genug, dieser sanften Umarmung sich zu entwinden. Zweifel, Gewissensqual, Angst der Erinnerung, poetisches Träumen und Bilden — Alles war mit einem Male verschwunden. Ein Zucken der Freude lichtete seine verdüsterte Stirn, sein Auge flammte, und als die Schöne mit lächelnder Anmuth ihn immer lockender,

immer verführerischer ansah, konnte er sich nicht versagen, den Mund des reizenden Geschöpfes mit vielen Küssen zu bedecken.

„Bist Du Deiner Amica überdrüssig?“ fragte jetzt das Frauenzimmer. „Es sind schon drei Tage her, daß der stolze Signor Inglese nichts mehr von sich hat hören lassen. Was hab' ich verbrochen? Wann hattest Du Ursache unzufrieden zu sein mit Deiner Mariane?“

Byron befand sich in einer mißlichen Lage. Die Nähe des schönen Weibes, dessen Leidenschaftlichkeit er kannte, stieß alle Vorsätze um, die er neuerdings gefaßt. Um Marianens Liebe oder vielmehr den Nachstellungen ihres Mannes zu entgehen, hatte er ihr Haus verlassen und erst vor wenig Tagen den Palast Mocenigo bezogen. Damit glaubte er sein bisheriges Verhältniß gelöst zu haben, vor ihren Annäherungen sicher zu sein. Unser Freund kannte aber die Sitten Venedigs und die Liebe seiner Töchter noch zu wenig. Jetzt sollte er aus dem Munde sei-

ner Freundin selbst erfahren, daß es ganz vergeblich sein würde, beabsichtigte er sie zu vernachlässigen. „Ich werde Dich zu finden wissen, mein Herzchen" sprach Mariane, „und Dich so lange verfolgen bei Tag' und bei Nacht, bis Du mich wieder zu lieben versprichst. Bin ich denn so häßlich geworden, Signor?"

Sie stand auf und nahm eine Stellung an, die auch dem kältesten Menschen gefährlich geworden sein würde. Ihr glänzend schwarzes, krauses Haar fiel in einem Gewirr von Locken um das kecke, adlerartige Profil; ihr leichter Wuchs, ihre Sitte, fast nur auf den Zehen zu schweben, gaben ihr das Ansehen einer Antilope. Mariane schwang sich vor dem still lächelnden Byron aus einer graziösen Stellung in die andere, wie eine Tänzerin, dann fing sie an leise eine Melodie zu summen, bis sie in den heitersten Gesang fiel, den sie durch ein tactmäßiges, stets anmuthiges Bewegen ihrer entblößten schönen Arme begleitete.

„Hab' ich's nun recht gemacht?" sprach sie mit

einer plötzlichen Wendung vor Byron niederfallend und mit dem liebevollsten Blick in die Augen des Dichters sehend. Byron hob sie auf und zog sie ungestüm an seine Brust, an seine Lippen. —

„Mariane!" stammelte er, unter ihren Küssen zitternd. Aber wieder traf ihn ihr großes, morgenländisches Auge, seine Seele entschwebte nach dem Orient, nach Griechenland! Theakita schien an seinem Herzen zu ruhen. Uud wie uns eine lebhafte Phantasie meist einen entfernten Gegenstand nahe bringen, ein verlorenes Glück wieder geben kann; so täuschte sie jetzt auch Byron durch die lieblichsten Bilder.

Ein lautes Plätschern auf dem Kanale störte die Glücklichen. „Wirst Du nun wieder für mich zu Hause sein?" sprach Mariane. „Laß nur den Bullenbeißer auf der Flur etwas kürzer schließen, sonst kannst Du es noch erleben, daß ich von ihm zerrissen werde."

Durch Bitten, Schmeicheln und Liebkosen erlangte das schöne Weib die Erlaubniß von Byron, ihn besuchen zu dürfen, so oft es ihr beliebe. Sie

schied sehr zufrieden, indem sie lachend betheuerte, ihr Mann werde in Sorge sein. Sie müsse eilen dem albernen becco eine Visite zu machen, die er jetzt wohl verdient habe. Trällernd verließ sie das Zimmer, den Fazziolo kokett um ihr Gesicht schlagend.

Byron blieb verstimmt zurück. Er war fest entschlossen gewesen, die verführerische Frau, in deren Hause er längere Zeit gewohnt, die ihm durch ihre Anhänglichkeit und Eifersucht schon unsägliche Noth gemacht hatte, gänzlich zu meiden. Nun hatte sie ihn wieder überrascht, seine Schwäche benutzt, ihn abermals mit klugem Netz umstrickt! Obwohl sie schön, liebenswürdig und hingebend war, so gereuten ihn doch die Gunstbezeugungen, die er freigebig an sie verschwendet. Er wußte nicht, wie er der abermaligen Fessel am leichtesten entschlüpfen möchte. Unruhig ging er durchs Zimmer, warf Bücher und Manuscripte durch einander, schlug sich mit der Faust an die Stirn und raufte sich endlich im steigenden Unmuth die Haare. Dabei raschelte ein weißer Zettel auf den Boden, er hob ihn auf — es war das

Billet, das so geheimnißvoll in seine Gondel gefallen! — Ein schneller Entschluß reifte in seinen Gedanken. Er warf einen Mantel über, drückte einen breitkrämpigen Strohhut auf seine Locken, und eilte leisen Schrittes hinab an die Marmortreppe.

Hier lag die Gondel schon in Bereitschaft. Sein bärtiger, treuer Tita, jederzeit willig, für seinen Herrn das Leben zu lassen, machte ein paar trockene Bemerkungen über die späte Fahrt, und nahm den Auftrag, am Rialto zu landen, mit gutmüthiger Gleichgültigkeit hin.

Die Nacht war still, warm, duftig. Hin und wieder klang noch ein Lied unter dem Fenster irgend einer Schönen aus der Ferne. Auf den Kanälen war alles Leben erstorben, die Stadt selbst, die zahllosen Paläste, an deren Säulenportalen die Gondel vorüberglitt, schienen verödet, ausgestorben zu sein. Auf die dunkle Fluth fiel ein schmaler Lichtstreif vom Monde, der am blauen Himmel stand und sein Silberlicht auf die ruhende Stadt herabgoß. Die Thürme, die Paläste, die Brücken schimmerten in

unaussprechlicher Pracht. Strahlend leuchtete auf dem St. Marcusthurme der goldene Löwe, es schien, als bewege er die Flügel, als wolle er fortschweben — dem Ruhme, der Größe nach, auf die er einst so viele Jahrhunderte lang herabgesehen.

Jetzt stieg der majestätische Marmorbogen des Rialto in perspectivischer Ferne auf. Byron's Blicke ruhten sinnend darauf. Shylock stand vor ihm mit seinem Haß und Rachedurst. Die Gondel legte sich an den Kai, der Dichter stieg aus und schritt, dicht in seinen Mantel gehüllt, über den Marcusplatz nach dem Dogenpalast. Die Stille, die ruhige Luft, in der auch der leiseste Tritt ein dumpfes Echo weckte, riefen alle Sagen in ihm in's Leben, die er früher gehört oder gelesen hatte. Ein Schauer überlief ihn kalt, als er Schiller's „Geisterseher" gedachte, und die Stimme des geheimnißvollen Armeniers schien neben ihm zu ertönen. Die Worte: „um zehn Uhr ist er gestorben!" wiederholten sich immer von neuem in seinem Ohr.

Unter den Arkaden des Dogenpalastes flossen

Licht und Schatten in eine ungewisse Dämmerungs-helle zusammen, und dort, wo früher der Löwen-rachen bereit war, jede geheime Anzeige den Händen der republikanischen Tyrannen zu überliefern, lehnte dicht verhüllt eine Gestalt. Einen Augenblick zau-derte Byron, dann schritt er schnell auf die Harrende zu. In einer geringen Entfernung blieb er stehen.

„Beim Leibe der Diana, Sie kommen spät, 'ce-lenza!" rief eine wohltönende Frauenstimme. Zu-gleich fiel die künstliche Kapuze vom Haupte, ein weißer, zierlicher Fazziolo flatterte gar verführerisch um ein ovales, jugendliches Gesicht, und ein Paar Augen blitzten ihn an, so keck, so listig und doch wie-der so schwärmerisch bittend, daß Byron nur mit Mühe eine Zurückhaltung erheucheln konnte, die ihm nicht geläufig war.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, Signora," versetzte er. „Was begehren Sie von mir? Womit kann ich dienen?"

„O ich weiß, erwiederte die Schöne, „daß Sie sich nur den Anschein der Mildthätigkeit geben. Bit-

ten werde ich Sie nicht mehr, ich wollte Ihnen nur zeigen, wie elend ich sei."

„Beim heiligen Marcus!" rief Byron, „man sieht Ihnen den Mangel an! Fehlt es Ihnen vielleicht an einer Begleitung, Signora?" setzte er lächelnd, flüsternd hinzu. „Es ist spät, ich bin bereit der Dame den Arm zu bieten."

„Mi (io) son Veneziana!" sagte die stolze Schöne mit trotzig aufgeworfener Lippe, schlug den Fazziolo zurück und wendete sich so, daß der volle Schein des Mondes auf ihr Gesicht fiel. „Kennen Sie mich, 'celenza?" fragte sie mit dem Lächeln der natürlichsten Koketterie, „nun dann werden Sie auch einsehen, daß ich keine Ursache habe, Ihre Mildthätigkeit zu preisen."

Byron erinnerte sich jetzt, daß er vor einiger Zeit die Schöne gesehen und einige flüchtige Worte mit ihr gewechselt hatte. Ein Spazierritt an der Brenta führte ihn einem verworrenen Haufen zerlumpter Landleute zu, die schimpfend und mit drohenden Gebehrden sich um die Ueberreste eines kargen Mahles

drängten. Denn der Mangel in der Umgegend Venedig's und einem großen Theile von Piemont war damals unter den niederen Ständen so groß, daß Hungersnoth zu befürchten stand. Es wurden deshalb in Venedig Sammlungen für die Nothleidenden veranstaltet, und Byron lieferte eine bedeutende Summe, die mit Dank empfangen und gesprächsweise in's Ungeheuerliche übertrieben ward. Nach diesem Beweis seiner Mildthätigkeit hing Jedermann dem Fremden an, nur entstand für ihn selbst daraus die Unannehmlichkeit, daß er von Bittenden umringt wurde, so oft er seinen Palast verließ. An jenem Abende nun hatte er den Hungernden eine Börse mit Lires angefüllt, zugeworfen, dabei aber ein Paar reinlich gekleidete und von Aussehen schöne Mädchen oder junge Frauen leer ausgehen lassen. Die lebhaften Kinder verabsäumten nicht, den freigebigen Lord deshalb zu necken, ihre Armuth zu beklagen und mit den übertriebensten Betheuerungen ihn zu versichern, daß sie sich höchst dürftig behelfen müßten. Byron ging auf den Scherz ein, pries ihre Schön-

heit und ritt gleichgültig weiter. Nun erkannte er in der vollen majestätischen Frauengestalt nicht ohne heimliche Freude die schönste jener beiden Scherzenden wieder. Ein schneller Blick sagte ihm, daß es hier nur auf ihn ankäme, sich ihre Gunst zu sichern. Zwar stand Mariane noch vor ihm, seine Liebe zu ihr war aber schon längst erloschen. Und verglich er sie mit dieser junonischen Gestalt, die ihm jetzt nahe war, hoch gewachsen, von ächt venetianischem Gesicht, brünett, mit den schönsten blitzenden Augen; so mußte Mariane offenbar verlieren. Ueberdies reizte ihn die naive Keckheit der neuen Bekanntschaft, das Entschlossene, das sich in jedem Zuge aussprach, die schmeichelnde Lieblichkeit des venetianischen Dialectes, worin sie ihm die schönsten Liebeserklärungen machte, indem sie zur Entschuldigung dafür ihre gänzliche Unerfahrenheit im Schreiben anführte.

Byron war entzückt, bezaubert. Das Abenteuer war so neu, so ungewöhnlich romantisch und vielversprechend, daß er nicht länger zaudern konnte.

Er legte ihren Arm in den seinigen, und schritt plaudernd mit ihr seiner Gondel zu.

„Wie heißt Du, reizende Königin Venedigs?“ fragte er.

„Margarita Cogni, die Venetianer aber nennen mich nur Fornarina.“

„Fornarina!“ wiederholte Byron. „Bei St. Marcus, Rafael selbst würde mich jetzt beneiden um Dich!“

Er geleitete die wieder Verhüllte in seine Gondel, die unter Tita's kräftigen Ruderschlägen, bald auf dem dunklen Kanale verschwand.

2.

Aus geringfügigen Anlässen ergeben sich meistentheils die bedeutendsten Folgen. Wir sollten daher immer darauf bedacht sein, den Zufall nicht blindlings über uns walten, das Ungewöhnliche nicht bis zum Gebietenden sich ausbreiten zu lassen. Denn was als ein Heiteres ergötzt, zur Verschönerung und Bildung des Lebens dienen mag, das wird lästig,

sobald es um sich greift und als Gewohnheit sich geltend machen will. Ein Jeder ist zwar geneigt, auch das Unerlaubte einmal zu dulden, zu entschuldigen, wenn es vorübergeht; wird ihm aber das Recht fortwährender Begleitung zugestanden, so ist ein endliches Verdammungsurtheil von Seiten der Menge die unausbleibliche Folge. —

Zu dieser allgemeinen Betrachtung veranlaßt uns die neue Lebensweise unseres Freundes, dessen veränderte Gestalt wir jetzt nach Ueberspringung einiger Monate wieder zu uns rufen. Der Carneval hat begonnen, Lust und Scherz sind im vollen Gange. In dieser Zeit bietet Venedig einen vor andern Städten Italiens eigenthümlichen Anblick. Da es an Straßen mangelt, auf denen sich der Uebermuth austoben könnte, so stürzt sich Alles in die Gondeln, die in zahlloser Menge auf den Kanälen hin und wieder fahren. Die Gondeliere tragen meistentheils die abenteuerlichsten Masken, unter denen mythologische besonders beliebt sind. Hat man sich nun schon am Tage in Lärm und Lust abgetrieben, so verdoppelt

und verdreifacht die Nacht dennoch den Spectakel. Tausende von bunten Lampen erhellen die schwarzen Körper der Gondeln, die mannichfaltigsten Masken drängen und necken sich in den gegen einander gleitenden Fahrzeugen, Gesang und Spiel tönen darein, und das Jauchzen der Gondeliere, das verführerische Locken der schwatzenden Frauen will kein Ende nehmen.

Zu gleicher Zeit vermehren und vergrößern sich die in Italien üblichen Conversazioni, Abendgesellschäften, zu denen sich in der Regel nur Bekannte einfinden. Da aber der Fasching Alles umkehrt, und in der grenzenlosesten Unordnung eben die Ordnung erblickt; so hat in dieser Zeit Jedermann das Recht, in den Conversazioni zu erscheinen, wenn er nur eine Maske trägt. Daneben gibt es fortwährend Oper und Schauspiel, und auch diese werden nur zu Versammlungsorten oder zur Anknüpfung galanter Abenteuer benutzt.

Während des Carnevals im Jahre 1817 war der



Name Lord Byron in Aller Munde. Seine Wohnung, der Palast Mocenigo am großen Kanale, ward Tag und Nacht nicht leer von verkleideten Gästen. Die Zahl der Gondeln, die Abends an der Marmortreppe anlegten, konnte Niemand genau bestimmen, und noch schwerer möchte es gewesen sein, ein richtiges Urtheil über die Kommenden und Gehenden zu fällen. Er selbst war den Tag über aller Orten. Sein bärtiger Gondelier hatte die Maske des Charon anlegen müssen, die Gondel selbst war schwarz ausgeschlagen, in der Cajütte befanden sich schwarze Polster, seidene Vorhänge von ähnlicher Farbe verhüllten die Fenster. Und des Nachts machten zwei weißglühende Todtenköpfe, am Schnabel des Schiffs aufgesteckt, das unheimliche Fahrzeug schon in bedeutender Entfernung kenntlich. Oeffnete man nun aber die Kajütte, so zeigte sich Byron als Osmane gekleidet, mit beturbantem Haupt in einer Ecke lehnend, während ein wunderschönes Weib, als Proserpina gekleidet, an seiner Brust ruhte. Ein andermal legte er wieder armenische Tracht an, um kurz

darauf als wilder Suliot die neugierigen Venetianer zu schrecken und zu ergötzen.

Fremde scheuten weder Geld noch Zeit, um den launenhaften Schwelger zu sehen, seine Diener waren ihm aber zu treu ergeben, als daß ihn irgend Jemand hätte stören können.

Mit Einbruch der Nacht strahlten die Fenster seines Palastes, rauschende Musik klang heraus in die stille Luft und hielt stets eine Menge von Gondeln in seiner Nähe. Ein griechischer Seeräuber eilte durch die geräumigen Zimmer, mit jeder Maske scherzend, jede Dame durch Wort und Miene neckend. Es ist Byron, der in dem jähen Wechsel der Kleider und Vergnügungen entweder die Langeweile des Lebens hinwegspotten oder die Mahnungen des grollenden Gewissens übertäuben will, die auf seiner bleichen Stirn, in seinem ergrauenden Haar laut genug das Urtheil der Welt aufrufen.

Am Ende des Palastes befindet sich ein Gemach, mit allem Luxus des Orients verschwenderisch ausgeschmückt. Ein Affe bewacht die Thür und hält jeden

Neugierigen vom Eintritt zurück. An Byron's Hand schlüpfen wir hinein. Dämmernde Helle umfängt uns, hinter einem durchsichtigen Vorhange tanzen Odalisken, zu Lust und Genuß die erhitzten Sinne reizend. Proserpina aber hat sich in eine Venus verwandelt, an deren Busen der frevelnde Byron jeden Laut der Reue überhört. Es ist Fornarina, die Sultana seines Harems, der jetzt tanzend durch die Säle schwärmt und Alles vereinigt, was Venedig Schönes besitzt.

Die sanften Töne der Musik, das Kosen der Liebe, haben Byron ermüdet, eingeschläfert. Lockende Träume schmeicheln seiner Phantasie, doch nur zu bald erlöschen die heitern Farben und andere, unfreundlichere Larven umschwirren den Schlummernden. Er schreckt auf aus seinen Täuschungen. Die Musik ist verstummt, die Tänzerinnen ruhen. Matt flattert das Licht der Lampe an der glänzenden Tapete hin und her, ein Schimmer zittert auf der Gestalt Fornarina's. Bleich, mit halb offenem Munde, auf dem noch ein hinreißendes Lächeln der Lust bebt, liegt sie

schlummernd in den Kissen. Ihr schwarzes Haar umringelt den majestätischen Nacken, umhüllt mit dunklem Schleier den schönen Busen. Ihre Linke hat im Traum den Yataghan des Geliebten erfaßt, der glänzende Stahl blitzt mordlustig aus der golde- nen Scheide. Byron schaudert, er fühlt sein Haar sich sträuben, frühere Lebensbegegnisse beklemmen ihm die Brust.

Der Rausch ist verflogen, mit ihm Reiz, Genuß, Vergnügen! Eine gräßliche Leere fühlt er in seinem Innern, die Pulse schlagen wie jammernde Stim- men, die ihn anklagen vor dem richtenden Gott; die sein eigenes Leben, sein Thun, sein ganzes Denken verwünschen. Er schleicht hinkend durch das Ge- mach, im Spiegel begegnet ihm seine Gestalt. Das bleiche Gesicht, das wahnwitzig glühende Auge schlägt wie ein Blitz in seine Seele. Er sucht mit zitternder Hand auf den Polstern, ergreift eine Maske und steckt sie vor sein entstelltes Antlitz. Hastig wirft er die prunkende Kleidung ab, legt ein einfaches Ge-

wand an, umhüllt mit einem Mantel seine bebenden Glieder.

Da vernimmt er erst das Kichern und Lachen der noch versammelten Gäste. Man hat ihn schon längst vermißt, man weiß und sucht ihn in dem von ihm selbst entweihten Heiligthum der Liebe. Und dennoch wagt auch die Keckste der schönen Sünderinnen, die ihm schmeicheln, kein gewaltsames Eindringen. Sie begnügen sich, den Verschwundenen mit Liebesworten zu bitten, zu necken, zu reizen. Alle zartesten Namen, an denen der venetianische Dialect so reich ist, klopfen an die scheidende Wand: aber sie prallen unbeachtet an dem erkalteten Busen des großartigen Sünders ab.

„Maladetto!“ ruft die liebliche Stimme einer zarten Blondine, deren Lippen er hundertmal geküßt hatte, bis sie erkalteten. „Maladetto! Ich werde ihm seinen Schnurrbart abschneiden, wenn ich ihn wieder sehe.“

„Ich lege meine Augen auf Dein Herz, carissimo piccino,“ sprach ein anderes Stimmchen, so schmei-

chelnd, so hingebend, wie alle Mädchen und Frauen es thun, wenn sie einen theuren Wunsch gern erfüllt sehen.

Byron stand noch immer wie eine Bildsäule. Seine Gedanken waren so düster und verworren, daß er nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Nur fort aus diesen Umgebungen wünschte er sich, die ihn quälten, die er lebendig werden fürchtete, weil er überall nur eingeschlafene Furien zu erblicken glaubte. Leis schlich er nach der Thür; als er am Spiegel vorüberging, entfiel ihm die Larve, sein Todtengesicht starrte ihm nochmals daraus entgegen. Wüthend schleuderte er eine Pistole gegen das werthvolle Möbel — es zerbrach in tausend Stücke. Zugleich stürzt er durch eine Seitenthür auf den Corridor und entschlüpft glücklich hundert neugierigen Augen.

Fornarina, von dem Geräusch erwachend, fuhr auf. „Gran cane della Madonna,“ rief sie aus, als sie sich allein auf dem Lager sah, den Dolch in ihrer Hand fühlte. Die ganze Lebhaftigkeit ihrer

südlichen Natur erwacht in der leidenschaftlichen Frau. Sie achtet nicht auf ihre leichte Kleidung, die kaum noch diesen Namen verdient. Eifersüchtig springt sie auf, eilt nach der Thür, ruft den Entflohenen, erst mit süßen Schmeichelworten, dann in weniger zarten Ausdrücken. Ueber die schönen, trotzigen Lippen schlüpfen einzelne naive Flüche, die sich verdoppeln, als sie das kichernde Gelächter ihrer zahlreichen Nebenbuhlerinnen hört. Sitte und Gewohnheit lassen sie nicht lange innerhalb der Grenzen des Anstandes bleiben. Sie glaubt, der Vermißte verberge sich unter den Spöttelnden und zürnend entriegelt sie die Thür. Mit wilder Hast, in dieser Wildheit aber majestätisch schön, das Modell einer Mänade und Bacchantin zugleich, stürzt sie sich unter die staunende, erschrockene, zurückfahrende Mädchenschaar. Ihr schwarzes aufgelöstes Haar fluthet hinter ihr drein, wie sie liebezürnend durch den Saal mehr fliegt als läuft. Sie zertrümmert, beleidigt, was ihr in den Weg kommt, aber auch in dieser Zerstörungslust, in dem zügellosesten Toben einer unmäßi-

gen Leidenschaft bleibt sie immer noch schön, reißt sie fortwährend hin, wenn nicht zur Liebe, doch zur Bewunderung.

Byron ist unterdeß glücklich entkommen. Sein treuer Tita hilft dem Zitternden in die Gondel, die grotesken Laternen werden abgenommen. Byron legt sich flach auf den Boden des Fahrzeuges. Die Kajütte ist ihm zu eng, denn Erinnerungen verbergen sich in ihr, die ihn jetzt zu Selbstmord oder Wahnsinn treiben müssen. Tita erhält den Auftrag, den Kanal entlang nach den Lagunen des Lido zu fahren. Wie Bilder einer laterna magica gleiten die verödeten Paläste an ihm vorüber, über seinem Haupte fließen die Sterne fort, klingt und duftet die Nacht in feierlicher Weihe.

Erst als die mondbeleuchtete Stadt hinter ihm liegt, als die Gletscher Friaul's mit weißem Glanz aus der Ferne ihm winken, wird es ihm leichter, milder. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen am Kiel, die Gondel schwankt; und nichts ist beruhigender für ein leidendes Gemüth, als ein Zustand der

Unruhe in einem Andern, und sei es in einem seelenlosen Gegenstande. Hinter dem Fort Malamocco blitzt und schäumt die See. Gleich wehenden Reiherfedern springen die Kämme der Wellen empor, zerstäuben funkelnd in der hellen Luft. An den Küsten Illyrien's aber fluthet eine undurchdringliche Nacht, Nebel dampfen, Wolkenmassen schwanken langsam herauf am Horizont. Byron liegt auf den Knieen und schaut über Bord gebeugt in die unruhiger werdende Fluth. Er wirft den Mantel ab und bietet die offene heiße Brust dem Winde, dem aufspritzenden Kielschaume. Noch umwindet der blutrothe Turban sein dunkles Haar, er hat vergessen ihn bei der Flucht abzulegen. Jetzt ist die Gondel in der Nähe des St. Lazarusklosters, ein trübes Licht glitzert durch die Fenster der Zelle, wo er an den Brüsten der Weisheit so oft, so lange, so glücklich und ohne Reue geschwelgt hat! — Eine weiche Wehmuth überfällt ihn, er gebietet Tita, nach dem Kloster zu steuern. Da werden eilige Ruderschläge hörbar, eine Gondel überholt sie, Byron erhebt sein Auge, er erkennt das

milde, ehrwürdige Antlitz, den weißen Kometenbart des armenischen Bischofs. Ein Wink, ein Ruf verräth dem Greise, wer in so später Nacht noch auf den Lagunen umherirrt. Die Gondeln legen sich an einander, und Byron besteigt die des Armeniers.

Zum erstenmale in seinem Leben fühlt unser irrender Freund das Bedürfniß, seine Fehltritte einem edlen, reinen Gemüthe anzuvertrauen. Er erzählt, fast wie ein Beichtender, dem Armenier in schneller Rede seine Vergehungen. „O daß ich Katholik wäre!“ ruft er in reuigem Zorne aus, „daß mir ein Asyl offen stünde, wohin ich mich flüchten könnte, nun mich der Hohn, die Ungerechtigkeit, die dumme Verläumdung der schadenfrohen Welt jeder Freude beraubt haben! Der Katholicismus ist die beste Religion, so lange es sündhafte Menschen gibt. Am Bilde hängt der sinnliche Mensch, im Bilde nur kann er anbeten, unter bildlicher Form und Gestalt nur bereuen! Und auch das Priesterthum der katholischen Kirche hat etwas Erhabenes, in dessen Gewalt der Sünder sich gern begibt, weil seiner Ein-

bildungskraft selbst in den auferlegten Bußübungen Beschäftigung und Sühnung geboten wird. Verflucht sei meine Geburt, verdammt mein Land, daß es mich auch dieses letzten Trostes beraubt hat!"

Byron erhob sein gesenktes Auge, der Armenier saß mit halb abgewandtem Gesicht, um das sein greises Haupthaar flatterte. Ein wunderliches Frösteln ergriff den reuigen Dichter, denn sein schnelles Gedächtniß und die Beweglichkeit seiner Phantasie wirkten so seltsam zusammen, daß er plötzlich die Gestalt der Prophetin Williams neben sich zu erblicken glaubte. Ihre ganze Prophezeihung stand lebhaft vor seinem Geiste — Mönchthum und Klosterleben klirrten in Phantasie und Wirklichkeit mit ihren Ketten. Da schauerte es ihn, das Leben schien ihm doch heiterer und mehr werth zu sein, als ein dumpfes Hinbrüten hinter feuchten Mauern.

Jetzt erhob der greise Armenier sein Haupt, sah den von Zweifeln und Gewissensqualen Gepeinigten mit heiterm Auge an und sprach: „Mein Sohn, Sie verkennen sich und die Natur der Reue. Katho-

lik wünschen Sie zu sein, in einem Kloster die Stätte zu finden, wo Ihrem Ringen und Kämpfen die Ruhe der Versöhnung winke? Täuschen sie sich nicht selbst! der starke Mensch, der forschende Geist bedarf keiner Klosterregeln, um den Weg zum Frieden zu finden. Er trägt das Kloster schon in sich. In seinem Gemüthe allein mag er es suchen und finden. Dort öffnet sich für ihn die Zelle, wo er unter Schauern der Angst betet, und sei es zweifelnd, in Worten, in Seufzern, die wie Hohn oder Lästerung klingen. Die Welt nennt Sie einen Dichter," fuhr er nach kurzer Pause fort, „und sind Sie es, wie ich es glaube, so mögen Sie desto geflissentlicher den Zwang der Regeln fliehen. Dichtung — was brauche ich es Ihnen zu sagen — Dichtung ist immer eine Reue, die jederzeit auf Versöhnung hoffen darf. Ein wahrer Dichter bekennt nur in seinem Liede, was er gefehlt hat, und wie ist ein Bekennen denkbar ohne vorangegangene tiefste Reue? Glauben Sie nicht, mein Sohn, daß ich Worte der Strafe oder gar der Verdammniß gegen Sie aussprechen werde. Es

würde mir übel genug lassen. Ich kenne die Welt zu lange, um da zu verdammen, wo ich Fehler, ja Frevel sehe. Was würde aus uns Allen, erfaßte uns nicht die wilde Strömung des Irdischen oft unbarmherzig und riß uns fort in die tobenden Strudel! Freilich ist es Irrthum, Sünde, aber Dem leuchtet schon ein heiterer Stern über seinem Haupte, der Kraft genug besitzt, sich wieder durchzustreiten an das Land. Fehlten Sie, mein Sohn, nun wohlan, so gehen Sie hin und beichten in Ihrem nächsten Liebe, was Sie Strafwürdiges thaten! Ich zweifle nicht, daß auf dem heißen Altar Ihres Herzens der Weihrauch sich entzündet, der Hunderten ein Gefühl der Andacht erregen wird, mag es auch nicht grade eine religiöse, eine kirchliche sein."

Die Gondel schwankte an den Stufen, die zum Kloster führten. Heftig schlugen die Wellen an das Gestein, der Schaum peitschte in feuchter Spreu über die Fahrzeuge hinweg.

Der Bischof stieg an's Land, seine Hand ruhte segnend auf dem Haupte Byron's, dem der heftige

Wind den Turban herabgerissen hatte. „Vorwärts, mein Sohn!“ sprach er Abschied nehmend. „Nicht in der Vergangenheit liegt Trost und Kraft für's Leben, nur die Zukunft ist stark und ihre Hoffnungen.“

Der Greis verschwand hinter der zuschlagenden Pforte. Byron war in der seltsamsten Aufregung. So hatte noch kein Mensch, noch kein Geistlicher zu ihm gesprochen. Tita ruderte mit Anstrengung zurück nach dem Kanale; der bewegte Dichter ließ es geschehen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Luft hatte sich verfinstert, feuchte Nebel strichen über die Lagunen, Blitze leuchteten und brannten in grellen Flammen über den Kuppeln der Stadt. Es begann heftig zu stürmen. Nur mit großer Anstrengung konnte die Gondel über Wasser erhalten werden. Byron legte rüstig mit Hand an's Werk, man erreichte ungefährdet, obwohl oft von den aufrührerischen Wellen überschüttet, den Kanal.

Als die Gondel an den Palästen hinfuhr, sah Byron auf den Stufen des seinigen ein Weib lehnen, umsprüht vom Scheine der Blitze. Die Haare

und das lose weiße Kleid flatterten und ringelten sich um die hohe schlanke Gestalt, die in ihrer entzückenden Wildheit der Medea glich. Es war Fornarina, die Zorn, Angst, Liebessehnsucht in den Sturm hinausgejagt hatten. Kaum erblickte sie den Zurückkehrenden, als sie die großen, schwarzen Augen, durch ihre Thränen blitzend, in freudiger Wildheit auf Byron richtete, ihn ungestüm küssend umarmte und ausrief:

„Ach, gran cane della Madonna, ist das ein Wetter, um nach den Lagunen zu fahren?"

Obwohl nun Byron nicht in der Stimmung war, eine solche Begrüßung freundlich zu erwiedern; die Innigkeit ihrer Freude, die magnetische Anziehungskraft ihrer Umarmung, goßen dennoch ein unwiderstehliches Feuer in seine Adern und zerstörten in diesem Augenblicke alle seine Vorsätze, verscheuchten die Bilder der Angst, die Pein der Reue. Er ließ sich willenlos von dem reizenden Geschöpf fortziehen, das an dem Gondelier seine ganze Wuth ausließ, die bei aller Naivetät doch etwas Tigerartiges an sich hatte.

3.

Fletcher konnte jetzt seine Unruhe nicht mehr verbergen. Dieser treue Diener befand sich äußerst unbehaglich bei der ausschweifenden Lebensart seines Herrn. Er hatte nicht allein von dessen Launen Vieles zu dulden, auch die wechselnden Stimmungen der zahlreichen Freundinnen, die seit einigen Monaten kürzere oder längere Zeit als Gebieterinnen den Palast Mocenigo besucht und bewohnt hatten, lasteten drückend auf dem Herzen des armen Mannes. Und doch war er seinem Gebieter so innig ergeben, hing mit so uneigennütziger Liebe an ihm, daß er nicht einmal laut seine Klagen, seine Wünsche dem Lord vortrug. Er schlich still im Palast herum, suchte zu ordnen, zu erhalten, was irgend möglich war, sah überall zum Rechten und wandte durch seine schweigsame Umsicht manches Uebel von Byron ab, der in seinem leidenschaftlichen Toben zuletzt Alles darüber und darunter gehen ließ.

Am wehesten that es ihm, daß er jetzt Niemand

um sich hatte, mit dem er ein ehrliches englisches Gespräch hätte führen können. Gegen das Italienische fühlte er eine unüberwindliche Abneigung. „Es ist die Sprache," sagte er „die meinen armen Herrn ganz und gar den Weibern verschrieben hat, und deßhalb kann ich sie nicht leiden." Noch ein anderes, größeres Mißgeschick aber brach dadurch über ihn herein, daß ihn Byron zu seinem Briefträger und Empfänger ernannte. Dieses Vertrauen machte Fletchern ganz unglücklich und brachte ihn in die trostlosesten Verlegenheiten. Denn nun gab es täglich Abenteuer zu bestehen, die seiner stillen Natur und soliden Denkungsart völlig zuwider liefen. Seine Unkenntniß der Sprache machte ihn täppisch und unbeholfen, seinen ehrenfesten Character lächerlich bei den leichtsinnigen Frauen Venedigs. Es fehlte nicht an Neckereien, die man sich gegen ihn erlaubte, an betrüglichen Bestellungen, die ihm nur Aerger eintrugen. Gehetzt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht verhieß ihm diese auch keine Ruhe. Denn nun verlangte Byron, daß er den galanten Diener

spiele, seine eben begünstigte Dame zierlich bediene, ein englisches Trinklied singe, wol gar einen irischen oder schottischen Tanz aufführe. Und Fletcher war zu gutmüthig, dem Lord die Bitte abzuschlagen.

Der Carneval ging zu Ende. Unser Freund, noch oft von Stimmungen befallen, wie wir sie zu schildern versuchten, war doch zu schwach oder zu trotzig, ein geregeltes Leben zu beginnen. Seine Vergnügungen blieben dieselben und verbargen höchstens die rauschende Außenseite vor dem Publikum. Ernste Mahnungen, die aus der Ferne ihn erreichten, wurden mit Ingrimm verhöhnt, leisere Bitten und Andeutungen von nahen Freunden durch einen gewinnenden Blick, ein tiefes Wort, eine schmerzliche Stunde wahrhafter Zerknirschung beseitigt. Man mußte zuletzt achselzuckend schweigen, das Unabänderliche für eine nothwendige Epoche in dem Leben des seltenen Mannes ansehen und ruhig die Folgen abwarten, die aus einer baldigen Uebersättigung wahrscheinlich entstehen würden.

Eines Tages fand Fletcher seinen Gebieter nach-

lässig auf dem Sopha lehnen, ihm zu Füßen lagerte Margarita und war unter dem possenhaftesten Geschwätz beschäftigt, Byron die Nägel zu feilen. Des Dichters Lieblingsaffe lief im Zimmer herum, einen neuen Damenhut auf dem Kopfe, der ihm sehr wohl zu gefallen schien, denn er machte die barockesten Sprünge, schnitt die lächerlichsten Grimassen vor dem Spiegel.

Fornarina war zu sehr in ihr Geplauder vertieft und gefesselt von dem leidenschaftlichen Auge Byron's, um den Affen zu beachten. Durch Fletchers Eintritt gestört, wandte sich der Lord um und erblickte jetzt den Grimacier. Er schlug ein unmäßiges Gelächter auf, wandte den Kopf der Venetianerin ziemlich unsanft um und rief jubelnd: „Sieh dort, Fornarina! Grade so nimmst Du Dich aus in dem verwünschten Kopfputz. Für den Affen taugt der Trödel, ihm soll er auch bleiben, Du aber nimmst wieder den Fazziolo."

Schimpfend sprang Margarita auf. Das türkische Pfeifenrohr Byron's fiel ihr in die Hände. Sie schwang es, stürzte auf den Affen los und schlug das putzsüchtige Thier mit grimmer Wuth unbarmherzig.

„Beim Leibe der Diana!" rief das unbändige Weib, „noch heute soll die Bestie aus dem Hause oder ich erwürge sie. Gran cane della Madonna," fuhr sie fort zu Byron gewendet, denn sie gab dem Lord jederzeit diesen schmeichelhaften Namen, wenn sie zornig ward, „wozu sollen die vielen Bestien im Hause? Oben und unten wimmelt es von Thieren aller Art, und ich habe doch wahrhaftig genug zu thun, Dich schönen Teufel zu zähmen."

Byron zitterte an allen Gliedern, seine Stirnader schwoll an, sein Auge funkelte. „Per dio," rief er endlich mit zischendem Tone, den Affen seiner Quälerin entreißend, „Verdammte Vacca!"

„Si," erwiederte Fornarina, drehte sich graziös um und machte einen zierlichen Knix, „Si, Signor, vacca di tua 'celenza." Dann sah sie Byron an, schüttelte ihre schwarzen Locken, wie eine Verzückte, und gab dem Zürnenden die süßesten Schmeichelnamen, bis er sie lachend umarmte, und mit ihr scherzend, sie fliehend, er sie verfolgend, sich mit ihr durch alle Zimmer jagte. Fletcher lief bittend, mit man-

chem „Gott verdamme" hinter und neben den Ausgelassenen her, der Affe ahmte Fornarina's Bewegungen nach.

Endlich ereilte der geplagte Diener seinen unachtsamen Gebieter. „Briefe, Briefe, Ew. Herrlichkeit," rief er ihm zu, „sechs rosarothe Billetchen, alle sauber überschrieben und höchst zierlich versiegelt."

„Gib," sprach Margarita und riß Fletchern die Briefe aus der Hand. Byron wollte zürnen, das reizende Weib trieb aber so liebe Possen, war in ihrem Eigensinn, in ihrer naiven Derbheit so unaussprechlich liebreizend, daß er sie endlich gewähren ließ. „Was willst Du denn eigentlich?" fragte er, sie neben sich auf den Divan niederziehend.

„Sehen will ich, wer an meinen **gran cane della Madonna** schreibt," versetzte Fornarina trotzig. „O ja, **'celenza**," fuhr sie fort, „ich bin auch eifersüchtig und, beim Leibe der Diana, ich will lesen und schreiben lernen! Du kannst mich unterrichten, mein süßer Teufel."

„Das würde viel Unheil geben," sprach Byron

lachend. „Du möchtest wenig lernen und ich würde in der ersten Viertelstunde die Geduld verlieren."

„Bin ich ungeduldig? Beim Hundssterne, ich habe entsetzliche Geduld mit Dir!"

„In der Liebe habt ihr Weiber alle Geduld," erwiederte Byron, „und grade da wollte ich Euch ungeduldiger haben. Ihr lacht einem Manne die Seligkeit aus dem Herzen weg mit Eurem verwünschten Schnickschnack, Euren Augenniederschlagen, Euren Seitenblicken und Händestreicheln. Und doch seid Ihr falsch wie ein blühender Sumpf."

„Wir sind immer, wie ihr Männer uns haben wollt," versetzte Fornarina. „Willst Du in mir versinken? O komm! komm, komm, komm!" rief sie, lehnte sich zurück in die Kissen, breitete die Arme aus, und lockte und lachte, kokettirte mit dem vollen Munde, den glänzend weißen Zähnen und schlug die schönen Augenlider so schmachtend nieder, daß Byron seine ganze Kraft zusammen nehmen mußte, um der losen Syrene nicht an die Brust zu stürzen. Dann sprang sie wieder lachend auf, tanzte durch's

Zimmer, fuhr dem Lord in's Haar und küßte ihn, bis er wieder heiter ward, sie wieder mit liebendem Auge ansah.

„So mag ich Dich gern," sprach sie, „und sobald ich erst schreiben und lesen kann, werd' ich alle Briefe, die Du bekommst, aufbrechen, um zu sehen, ob sie von Weibern sind. Und bist Du mir gar zu untreu, dann beiße ich Dir die Lippen ab, damit Du nicht mehr küssen kannst. Beim Leibe der Diana, das thu' ich!"

Leichtfertig warf sie ihm die Briefe in den Schooß, kniff Fletchern in den Arm, daß er schrie, und verließ singend das Zimmer.

Byron durchflog nun die Briefe. Einige darunter waren von Frauen, und enthielten die schmeichelhaftesten Einladungen, bald in's Theater, bald zu einer Conversazione. Auch von Mariane fanden sich einige Zeilen, worin sich die vernachlässigte Frau bitter über die Zurücksetzung beklagte, die sie in der letzten Zeit hatte erfahren müssen. Byron knirschte mit den Zähnen, zerriß das Billet und ließ die Stück-

chen durch's Fenster in den Kanal hinabfallen. Schnell waren sie verschwunden, von der Fluth begraben — und Mariane existirte nicht mehr in der Erinnerung des dämonischen Wüstlings. Die meisten Briefe aber lauteten auf eine Bestellung zur Cavalchina, dem großen Maskenballe am letzten Carnevalsabende, wo jeder Maskirte, weß Standes und Ranges er sei, Zutritt erhält. Die öftere Wiederholung ähnlicher Einladungen hatte Byron gleichgültig dagegen gemacht, dennoch war er entschlossen, diese geräuschvolle Belustigung noch mit zu genießen, um später sich auf sein Landhaus la Mira zurückzuziehen und dort nur den Musen und ernsten Studien zu leben.

Der Kanal wimmelte abermals von erleuchteten Gondeln. Byron's Fahrzeug lag an der Treppe, die Bootsleute, Tita an ihrer Spitze, erwarteten ihn. Endlich kam er in seinem beliebten halb griechischen, halb türkischen Costum. Alle Fenster der Kajütte waren geöffnet, um das wunderbare Schauspiel besser übersehen und genießen zu können. Byron ließ

sich erst nach den Lagunen rudern, denn er liebte es, das Spiel der Wellen und die wechselnden Bilder zu betrachten, die selbst eine bloße helle Sternennacht um und über der wunderbaren Meerstadt entstehen läßt.

Bei seiner Rückkehr war das Gewimmel der Fahrzeuge noch dichter geworden. Alles lärmte, sang, jauchzte. Byron lehnte sich über Bord, seine Halbmaske vor dem Gesicht. Eine Gondel kam ihm entgegen, und ward vom Gedränge ganz nahe an den Nachen unseres Freundes getrieben. Ein Schleier ward sichtbar, und wie die Gondel vorüber glitt, rief die wohlklingendste, kindlichste Frauenstimme mit zärtlicher Handbewegung dem Lord zu: „Benedetto te e la lerra, che ti fara!“ (Heil Dir und der Erde, die Du durchwandeln wirst!) Der Schleier flatterte zurück, ein Haupt von braunen Locken umflogen verschwand hinter dem Gewirr der Gondeln.

Byron ward von dem Gruß eigenthümlich ergriffen. Die Worte hatte er schon oft gehört, da sie Jedermann in Venedig einem Begegnenden zuzuru-

fen pflegt; hier klangen sie aber so voll und rein aus der Seele, und wurden so ganz im Gefühl ihrer Bedeutung ausgesprochen, daß ihm die zarte Stimme den ganzen Abend im Herzen wiedertönte und der schöne Frauenkopf mit dem sonnigen Gelock vor der Seele stand.

Er hätte allein sein, mit seinen Wünschen und Träumen still verkehren mögen. Das Gewühl der Masken auf der Cavalchina ward ihm lästig, die vielen Bekannten störten seine heimlichsten Gedanken. Der Scherz, die Neckereien wollten gar kein Ende nehmen. Zu seinem großen Verdruß bemerkte er auch bald die stattliche Gestalt Margarita's unter den Masken. Sie suchte ihn offenbar, und ihm war es unangenehm von ihr entdeckt zu werden, da er ihre Art wohl kannte. Alles Verbergen half jedoch nur eine kurze Zeit. Margarita hatte den Geliebten ausgeforscht und kam nun mit hastigen Schritten auf ihn zu, eben als eine Dame von hoher Geburt sich auf des Lords Arm stützte und mit ihm sprach.

Von Eifersucht gequält und nie gewohnt, ihre

Leidenschaften vom Anstande beherrschen zu lassen, drängte sich Margarita dicht an die Dame, hielt sie fest und riß ihr mit Gewalt die Maske vom Gesicht.

„Beim Leibe der Diana, sie ist schön!“ murmelte sie vor sich hin, drohte mit Blick und Hand dem erstaunten Byron und wollte sich einstweilen wieder entfernen. Ein allgemeines Murren aber lief drohend durch die Reihen der Masken. Jeder fühlte sich beleidigt, die Dame selbst war so betroffen, daß sie vor Aerger und Schaam fast die Besinnung verlor. Zwar bemühte sich Byron vermittelnd dazwischen zu treten, Fornarina's Unkenntniß seiner Sitten entschuldigend vorzuschützen, Alles ihrer Heftigkeit aufzubürden. Man hörte aber nicht auf ihn. Die kecke Sünderin ward umringt, bedroht und ehe sie noch an Widerstand denken konnte, unter Schimpfen und Gelächter entfernt. —

Dieser Vorfall ärgerte unsern Freund sehr, belehrte ihn aber auch mehr als alles früher Geschehene über die Unziemlichkeit seiner Verbindung mit diesem ob auch schönen, doch gemeinen Frauenzimmer.

Ganz Venedig kannte sein Verhältniß mit Margarita, und da Niemand im Cicisbeat ein Vergehen sieht, so ward auch weiter nicht darüber gesprochen. Nun aber hatte Margarita vor den Augen ganz Venedigs jeine der edelsten Damen beleidigt, sie selbst war durch ihre Entfernung vom Balle öffentlich beschimpft worden, und dies konnte ohne eine längere Besprechung nicht vorüber gehen.

Im Stillen sprach Byron dies Alles mit sich durch. Er gestand sich, daß Margarita ihm zwar nicht gleichgültig sei, eigentliche Liebe aber keinen Theil an seinem Verhältniß mit ihr habe. Ihr wildes, zügelloses Wesen verletzte ihn, war ihm unbequem, und was ihn früher an sie gefesselt, ihn bezaubert hatte, das war schon längst durch ihr herrschsüchtiges Wesen, ihr oft rohes Betragen größtentheils verloren gegangen. Nun stand noch immer das wunderbare Bild vor ihm, das vor wenig Stunden so zauberhaft erschienen und wieder verschwunden war. Er fühlte, daß er Margarita missen könne und daß eben jetzt der Zeitpunkt erschienen sei, wo die Trennung

rasch erfolgen müsse. Mit diesem Entschlusse verließ er den Ball, zum ersten Male wieder nach so langer Zeit von dem Gefühle erhoben, daß er recht und männlich zu handeln gedenke.

Margarita war unterdeß nach Byron's Wohnung zurückgekehrt und ließ nun die Dienerschaft, am meisten Fletchern, ihren Unmuth entgelten. Sie schimpfte und schlug, wer ihr grade in den Lauf kam, fegte unter den heftigsten Ausrufungen, den leidenschaftlichsten Gebehrden, durch die Zimmer und betrug sich in jeder Weise ganz abscheulich. Ihre Tobsucht kannte um so weniger eine Grenze, als ihr theils aus Furcht, theils aus Liebe zu Byron Niemand zu widersprechen wagte. Man ließ sie daher gelassen wirthschaften und lärmen, bis sie von selbst wieder still ward und endlich in der wunderlichsten Stellung, halb liegend, halb knieend, neben dem Lager des Geliebten einschlief.

Hier fand sie Byron. Er stutzte und hielt Alles

für eine listige Mummerei, die ihn besänftigen, ihn wieder kirren sollte. Als er aber bemerkte, daß Margarita wirklich schlafe, zog er sich zurück und suchte in einem andern Zimmer die ihm so nöthige Ruhe.

Nach einem unruhigen Schlafe fühlte er sich von Küssen geweckt. Er schlug die Augen auf, sein Blick fiel auf die schöne Gestalt des unbändigen Weibes, das über ihn gebeugt durch die zärtlichsten Liebkosungen seine finstere Stirn zu erhellen bemüht war. Fornarina ließ es nicht an Schmeicheleien, nicht an süßen Worten fehlen, und was der geläufigen Zunge nicht gelang, sollte durch Blicke erreicht werden. Allein Byron blieb diesmal unerbittlich. Es erfolgte eine offene Erklärung, worin er ohne viele Umstände der Venetianerin ihre Unschicklichkeit, ihren Mangel an jeglicher Bildung unverhohlen vorwarf, und zuletzt mit der trockenen Bemerkung schloß, daß diese äußerste Ungebührlichkeit ihn bestimme, sie aus dem Hause zu schaffen.

Bitten, Betheuerungen, Schimpfworte und leidenschaftliche Ausrufungen wurden von Seiten Mar-

garita's jetzt nicht gespart. Unser Freund war aber in den Listen der venetianischen Frauen hinlänglich bewandert, um sich durch solche Manöver nicht einschüchtern zu lassen, wenn es die Erreichung eines nothwendigen Zieles galt. Je mehr sie tobte, desto ruhiger ward er, und als im Guten nichts zu erlangen war, drohte er endlich Gewalt zu brauchen.

Da verwandelt sich auch die Gesinnung Margarita's. Ihre Liebe, ihre Leidenschaft erreichen den höchsten Grad. Sie beschwört, bittet den Geliebten in den unzusammenhängendsten, wildesten Redensarten. Sie wirft sich ihm zu Füßen, reißt ihr Haar auf und läßt es entfesselt über ihre schöne Gestalt herabfließen. Byron hält dies für Koketterie, das ungestüme Geschöpf ist ihm lästig, sein Stolz ist beleidigt, seine Ehre beeinträchtigt. Er bedient sich harter, schimpflicher Worte, stößt die Bittende heftig von sich und will davon eilen. Aber mit der Kraft der Leidenschaft hält ihn die erhitzte Geliebte zurück. Ihr Auge blitzt vor Wuth, Zorn und Liebe. Sie schüttelt das schöne Haupt, daß die schwarzen, halb

offenen Flechten wie Schlangen sich um Nacken und Busen ringeln, und mit zum Himmel erhobener Hand schwört sie dem stolzen Mann ewige Rache.

„Räche Dich," erwiedert Byron kalt. „Eure venetianischen Messer fürchte ich nicht, Ihr seid feig, verkäuflich, für Gold einem Jeden feil. Thue, was Dir beliebt, nur verlasse mein Haus."

„Beim Leibe der Diana!" schreit Fornarina mit grimmiger Gebehrde, „ich will es verlassen, doch nicht ohne Dich!" Und mit schnellem Griff reißt sie ein Messer vom Tisch, stößt nach dem Geliebten und durchschneidet ihm den Finger.

Der heftige Wortwechsel hatte schon früher den besorgten Fletcher herbeigerufen. Zuspringend entreißt er jetzt der Wüthenden die Waffe, während Byron Tita befiehlt, augenblicklich die Gondel in Bereitschaft zu setzen. Margarita scheint besänftigt, sie spricht kein Wort mehr und bewegt sich kaum. Nur ihre Blicke verfolgen fortwährend den achtlos im Zimmer auf- und niederschreitenden Dichter.

Vom Kanale herauf klang das Plätschern der

Ruder, die Balkonthür stand offen, das duftige Abendroth fiel über die Häuser herein auf die stille Fluth. Unvermuthet erhebt sich Fornarina, eilt nach dem Balkon und stürzt sich kopfüber von der Höhe herab in den Kanal. Der schwere Fall zieht sogleich die Blicke aller Gondeliere auf die Unglückliche; unbeschädigt wird sie herausgezogen und zurückgebracht in den Palast.

Nach diesem Vorfalle mußte Byron das Unabänderliche geschehen lassen. Fornarina erholte sich bald von den Folgen ihres Sturzes und gab jetzt, da sie den finstern Ernst ihres Geliebten deutlich erkannte, seinen Worten Gehör, obwohl mit sichtlichem Widerstreben. Byron gestattete ihr eine erträgliche Frist, nach deren Ablauf sie sein Haus für immer verlassen mußte. Fornarina gehorchte, sie ging und kam wirklich nicht wieder. Allein ihr Schatten beunruhigte Byron noch oft und lange, und er sollte abermals an sich selbst erfahren, daß eine ausschweifende, zügellose Lebensart zu eben so ausschweifenden Gerüchten Anlaß gibt, die wohl unterdrückt, nie

aber bis in die kleinsten Details erläutert werden können.

4.

Je leidenschaftlicher und unbesonnener das Leben unsers Freundes bisher gewesen war, desto stiller und gemessener ward es jetzt. Nach einigen Wochen war sein Palast der ruhigste in ganz Venedig, sein Leben das dürftigste, und da ihm eigentliche Freunde fehlten, so bemühte sich selten Jemand um einen Besuch bei dem wunderlichen Manne. Eine Zeit lang hielt er sich zurückgezogen, wie ein Einsiedler, man sah ihn weder in der Oper noch in einer Conversazione, nur des Abends fuhr seine Gondel regelmäßig nach dem Lido, wo er eine Stunde lang im schnellen Ritt über den Sand jagte.

Bei dem raschen Blute Byron's konnte ihm diese Lebensweise nicht lange zusagen. Er war an Abwechselung gewöhnt, und heftige Erschütterungen, innere und äußere Aufreizungen waren ihm beinahe so zum Bedürfniß geworden, daß man hätte sagen können, ein

gewisser Grad von Sittenlosigkeit sei zu seiner Existenz unerläßlich. Seine Hartnäckigkeit gestand sich dies zwar nicht zu, und geübt in heimlicher Selbstpeinigung, konnte er in dieser eben so beharrlich sich zeigen, als er in Ausschweifungen jedes Maß überschritt.

Nach einiger Zeit besuchte er wieder regelmäßig das armenische Kloster, mit dessen Mönchen er in dem innigsten Verkehr lebte. Seine Blicke, seine Sehnsucht wendeten sich abermals dem Orient zu, und hafteten zunächst auf Griechenland und seinen Inseln, deren eine er zu seinem festen Aufenthalt zu wählen in glücklichen Stunden fest entschlossen war. Venedig ward ihm widerwärtig, die losen Sitten begann er zu hassen, und um sich selbst, um Entferntes und nahe Liegendes zu geißeln, seinen Groll über die sonderbarsten Erlebnisse abzustumpfen und zugleich eine Art von Rache zu nehmen an all' seinen Feinden, überhaupt aber an dem, was er in Sitten, Gebräuchen, Politik und Religion von ganzer Seele haßte; begann er in scherzend leichter Komik, die so oft die

letzte Umhüllung für die tiefsten Schmerzen ist, sein Epos „Don Juan.“

Objectiver, klarer, keuscher hatte Byron nie gedichtet; nie mit innigerer Sehnsucht nach einem fleckenlosen Leben geseufzt, als in diesen Stunden poetischen Schaffens. Seine Stimmung war überhaupt nie feierlicher, nie sittlicher gewesen. Und so ward ihm diese neue Gestalt, in welcher die Muse ihm besuchte, zur freundlichsten Retterin. Er trauerte über sich und sein verlornes Leben, und diese Trauer ward im Liede lebendig, gestaltete sich im Wort zur allgemeinen Abbitte, die er offen und ehrlich der ganzen Welt that.

Dies gab seinem Geiste wieder neue Schwungkraft. Die drückende Melancholie wich langsam von ihm, er wagte sich wieder ins Leben.

Damals gab es einige Zirkel in Venedig, die selbst im Auslande von sich sprechen machten. Die Gräfin Albrizzi galt für die gebildetste, geistreichste Dame der Meerstadt und ward für die Staël Italiens gehalten. Neben ihr machte sich Madame

Benzoni geltend, deren Anmuth und glänzende Liebenswürdigkeit die größeren Fähigkeiten der Gräfin zuweilen verdunkelte. Die Conversazioni beider Damen wurden zahlreich besucht. Die Nobili Venedigs kamen schon aus Stolz, die vornehmen oder namhaften Fremden aus wahrhaftem Interesse. Und damit auch das Auge ein äußerer Reiz fessele, fehlte es nie an einem Kranz schöner Frauen und Mädchen.

Byron hatte die Zirkel beider Damen in früherer Zeit häufig besucht. Er fand Zerstreuung, Unterhaltung, und nicht selten entspann sich auch mit Einem oder dem Andern ein interessantes Gespräch. Was im Auslande Bedeutendes sich zutrug, erfuhr man in diesen Conversazioni, wenn nicht am schnellsten, doch der Wahrheit gemäß. Kurz allenthalben gab es Anregung, und die Zeit wurde doch hingebracht, ohne sich gradezu sagen zu müssen, man habe sie todt geschlagen.

Seit aber Byron's Verhältnisse verwickelter und mannichfaltiger geworden waren, hatte er von selbst mehr und mehr diese geselligen Zirkel vermieden.

Nicht eigentlich aus Scheu, man werde ihm seines regellosen Lebens halber kalt begegnen — denn was er that und trieb, gab im Grunde gar keinen Anstoß, höchstens konnte nur das Maßlose davon Tadel erwecken — sondern, weil er weder Zeit noch Geduld hatte, nach seinen aufreibenden Zerstreuungen ein gemessenes Gespräch zu führen, oder in ein conventionelles Betragen mehr oder minder sich einzuengen. Die Gräfin Albrizzi vernachlässigte er bald gänzlich, Madame Benzoni's Liebenswürdigkeit fesselte ihn länger, ihren feinen Ermahnungen, ihrer reinen Theilnahme selbst an seinen Verirrungen konnte er nie trotzig begegnen. Mit dieser interessanten Weltdame blieb er daher in fortwährender Beziehung, die jetzt nach dem tiefen Riß, den sein Leben abermals erlitten hatte, bald wieder eine innigere, vertrautere ward.

Dame Benzoni wußte sich in Byron's Launen so leicht zu fügen, seinen Stimmungen so zartfühlend zu begegnen und sie oft umzuwandeln, daß unser Freund eine unbegränzte Hochachtung für sie hegte. Sie ließ es nicht zu, daß man den trüben Dichter

störte, wenn er träumerisch in einer Ecke des Zimmers saß, die bleiche Stirn in seine schöne Hand gestützt. Sie quälte ihn nicht mit Fragen, ängstigte ihn nicht durch Vorstellen Fremder, an denen er kein Interesse haben konnte. War er aber heiter, so gestattete sie auch wieder seinem Humor freien Lauf. Dann sprach er viel, lebhaft und mit Geist. Er trieb sich rastlos in seiner bizarren Kleidung unter den Damen herum, sagte jeder eine Artigkeit, neckte sich mit einigen und widmete dann ausschließlich einer einzigen, die ihm grade gefiel, seine ganze chevalereske Aufmerksamkeit.

In dieser Zeit ward eine junge Dame der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Dies war die Gräfin Guiccioli, erst seit einigen Wochen verheirathet an einen Mann von sechzig Jahren, der bereits drei Frauen überlebt hatte. Sein unermeßliches Vermögen verstattete ihm eine freie Wahl unter den Schönsten der Schönen. Italischer Sitte gemäß fiel es Niemand auf, daß ein junges schönes Mädchen bei ihrem ersten Eintritt in die Welt die Gattin eines Greises geworden war; vielmehr hielt man diese Fü-

gung allgemein für ein großes Glück, beneidete die junge Gräfin darum und mühte sich in Vermuthungen ab, wer nun wohl zunächst der glückliche cavalier' servente der schönen Dame sein werde.

Byron hörte diese Angelegenheit mehrmals durchsprechen und ergötzte sich dabei an der Naivetät der italischen Frauen, die so wunderliche Verhältnisse mit der größten Ungenirtheit weitläuftig auseinanderzogen. Er war jetzt schon vertraut genug mit den Landessitten, als daß ihm ein solches Betragen hätte auffallen können, nur über die kaum unterdrückten Seufzer mancher schönen Dame mußte er sich wundern, die ihm deutlich genug verriethen, wie sehr man das Loos der jungen Gräfin beneidete, es sich selbst wünschte!

Im Uebrigen nahm Byron nicht den geringsten Theil an diesem gesellschaftlichen Ereigniß. Er vermied geflissentlich jede neue Bekanntschaft, und hatte nun wirklich einmal einen unbesiegbaren Abscheu vor jeder Verbindung mit dem schönen Geschlecht. Es war ihm daher unangenehm, als er eines Abends die

Kunde von der Ankunft der Gräfin in Venedig erhielt. Es hieß, sie habe versprochen, bei Madame Benzoni zu erscheinen, und die Gesellschaft war dadurch um das Dreifache gestiegen.

Byron wollte sich augenblicklich wieder entfernen, die Dame bat aber so schmeichelnd, daß er endlich zu bleiben versprach. Dennoch konnte er die üble Laune nicht bemeistern, er fühlte sich gedrückt, gezwungen, und zog sich deshalb in ein Nebenzimmer zurück, wo ihn Niemand störte. Nur an dem lebhafteren Geflüster, dem Drängen und Lauschen der Gesellschaft, bemerkte er, daß die vielbesprochene Gräfin angekommen sei. Es ward indeß bald wieder ruhig, und nach geraumer Zeit entfernte sich der weniger vertraute Theil der Versammelten.

Byron fühlte seine Schulter berührt. „Lieber Byron,“ sprach Madame Benzoni, die hinter ihm stand, „die Gräfin Guiccioli wünscht Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Mir?“ rief Byron aufspringend. „Wo denken Sie hin! Ich und vorgestellt werden! In meiner

Tracht, meiner trüben Stimmung! Ich müßte den schauerlichsten Eindruck von der Welt machen."

Die Dame lächelte über die besorgliche Hastigkeit des Freundes. „Da erlangten Sie ja grade was Sie jetzt wünschen," versetzte sie. „Gar keinen Eindruck machen ist ja Ihr tägliches Gebet."

„Aber mein Gott, sie ist doch immer ein Weib!"

„Nun ja, und da meinen Sie, es sei doch unschicklich zu mißfallen! Ganz recht, mein Bester! Kommen Sie nur immer, Sie werden eine interessante Frau, eine Verehrerin Ihrer Poesien in der Guiccioli finden."

„Um so viel schlimmer!" sprach Byron. „Nun geh' ich schon gar nicht! Ueberdies — Sie wissen es — ich scheue jede Damenbekanntschaft!"

„Man pflegt aber doch seiner Grillen halber nicht ungalant zu sein," meinte Dame Benzoni.

„Wann bin ich das je gewesen?" fiel Byron lebhaft ein. „Wann? Ich bitte!"

„Sie wollen es eben jetzt sein."

„Das soll man nicht sagen und müßte ich vor

dreißig Helenen die Revue passiren! Ich bitte um Ihren Arm."

Widerstrebend, mit blinzendem Auge, trat unser Freund in den Saal. In einem Kreise von Damen bemerkte er eine, deren schönes braunes Haar ihm auffiel, indem es in ganz freien, natürlichen Locken auf die Schultern herabwallte. Sie drehte ihm fast den Rücken zu, so daß er nur einen schwachen Umriß ihres Profils erhaschen konnte. Als aber sein Eintritt in den Saal bemerkt wurde, entstand ein Flüstern und die schönlockige Dame wendete sich um. Jetzt stutzte Byron, die Farbe des Haares, die Art es zu tragen, erinnerte ihn an jenen unvergeßlichen Augenblick, wo der wohltönende Segensruf am letzten Carnevalsabende ihm so freundlich entgegen scholl. Er erkannte in der Fremden die schöne Fürbitterin, die ihm nun als Gräfin Guiccioli vorgestellt ward.

Ein gemischtes Gefühl von Schreck und Entzücken pflegt sich unserer zu bemeistern, wenn wir plötzlich eine dunkle Landschaft, die mit Nebeln bedeckt ist, von einem glühenden Sonnenstrahl blendend

erleuchtet sehen, und es uns nun vergönnt wird, jede ihrer Schönheiten augenblicklich ganz und in vortheilhaftestem Licht bewundern zu können. Aehnlich ist die Empfindung, wenn unerwartet ein schönes Auge wie ein Blitz in unsere Seele schlägt und sie ganz mit einem Licht erfüllt, in dem wir zum ersten Male unser innigstes Leben genau durchprüfen können.

Diese gegenseitige Wirkung machte auf Byron die Gräfin Guiccioli, Byron auf die Gräfin. Ihre großen, dunkeln, schmachtenden Augen, von den längsten Wimpern beschattet, ruhten wie ein Paar Sterne auf dem gemüthskranken Dichter, der seinerseits durch die ausnehmend schöne Gesichtsbildung, den Ton seiner Stimme und den langen tiefen Blick, der ihm eigen war und in jedes Geheimniß eindringen zu wollen schien, die entschiedenste Leidenschaft in dem jungen Weibe entzündete. Byron ward plötzlich belebt, sein Witz sprühte, die Tiefen seines Geistes erschlossen sich im Gespräch mit der Gräfin, deren Jugend, deren schmachtende Gluth, ihm ungewohnt an einer italienischen Frau, mehr und mehr

sein Herz bezauberten. Es schien, als seien Beide für einander geschaffen, als könnten, als dürften sie sich nie mehr trennen. Sie sprachen ununterbrochen mit einander, bis endlich die späte oder frühe Tageszeit einen schmerzlichen Abschied gebot. Byron zitterte vor Liebe und Ingrimm, als der greise Guiccioli mit näselnder Stimme dem reizendsten, tief fühlendsten Weibe Italiens den Arm reichte und sich empfahl.

Diese ganze Nacht schwelgte unser Freund in den entzückendsten Träumen, ein neues Leben, eine neue Welt schien sich vor ihm aufzuschließen.

5.

Wir lassen jetzt die Scene wechseln. Das Meer, die Lagunen, die Gondeln sind verschwunden, blaue Höhen begränzen den Horizont, das lebhafte Gewühl einer großen Stadt des Festlandes umdrängt uns.

In der Laube eines geräumigen Gartens zu Bologna, dessen vordere Seite von einem Palast um-

schlossen wird, sitzt Byron. Ihm zur Seite, nieder-
gelassen auf ein Knie, ruht die Gestalt einer schönen
jungen Frau, deren blasses Gesicht mit dem kaum
merklichen Anhauch rosigen Duftes die zurückgeblie-
benen Spuren einer kürzlich überstandenen Krank-
heit deutlich verräth. Durch das überwölbende grüne
Blätterdach fällt ein gedämpfter Sonnenstrahl, und
überdeckt die frei wallenden Locken der jungen Frau
wie mit einem goldenen Schleier. Ein warmer Luft-
hauch klingt durch den blauen Himmel und schüttelt
die duftenden Blüthen der Orangen herab auf die
Knieende. Gleich silbernen Sternen blinken sie ihr
im Haar, schaukeln, flattern und schweben leis fort
auf den entblößten Schultern.

Ein unbeschreibliches Lächeln innigster Glückselig-
keit ruht auf ihrem Munde, leuchtet von der Stirn
und aus den dunkeln großen Augen, die sie oft zu
Byron aufschlägt, und lange, lange wie anbetend
auf ihm ruhen läßt. Jetzt springt sie auf, hüpft
nach einem nahen Gartenhäuschen und kehrt behend
wieder zurück in die Laube, einige Goldfrüchte in

kristallener Schaale tragend. Sie nimmt ihre vorige knieende Stellung wieder ein, und während ihr Mund die bezauberndsten Liebesworte spricht, löst sie mit zartem Finger die Schale von den Früchten, zerlegt das goldene, saftige Fleisch, und reicht es nun unter manchem losen Scherze dem geduldigen Freunde.

Es war die Gräfin Guiccioli, die zu Byron's Füßen ruhend, zum ersten Male das volle Gefühl der Liebe genießen sollte. Seit Therese den excentrischen Dichter bei Dame Benzoni gesehen, hatte sie erst den Werth des Lebens schätzen gelernt. Bis kurz vor ihrer Verheirathung mit dem kraftlosen Greise, den sie nie gesehen, nie gesprochen hatte, war sie nach italischer Sitte im Kloster erzogen worden. Sie kannte das Leben eben so wenig, als dessen Gefahren. Daß es heftige Leidenschaften gebe, wußte sie nicht, denn der Ort ihres Aufenthaltes bot nichts dar, sie zu wecken. Man setzt in Italien gleich voraus, daß jedes Mädchen von selbst den geeignetsten Weg einschlagen werde, sobald es die Welt aufnimmt,

und Niemand denkt an die hundert Möglichkeiten, die dem unerfahrenen Herzen hier verbildend, zerstörend, ja gänzlich verderbend entgegen treten können. Da man es mit dem sittlichen Wandel nicht streng nimmt, sobald nur der übliche Anstand, das äußerliche Ceremoniell beobachtet wird; so ist man höchstens darauf bedacht, die unerfahrenen Kinder von übereilten Schritten zurück zu halten.

Während bei andern Nationen jede nicht durch ein kirchliches Ceremoniell geweihte Verbindung in der Regel für verbrecherisch und sündhaft gehalten wird, wird in Italien eine Dame ohne cavalier' servente nicht allein bedauert, man ist nahe daran, sie zu verachten. Nur hält man streng an der Regel fest, daß der Auserwählte des Herzens sich öffentlich immer nur als dienenden Ritter zeige, während man um das häusliche Beisammensein sich nicht im geringsten kümmert. Jeder Mann weiß es, daß seiner Gattin ein dienender Ritter zur Seite steht; er sieht, spricht ihn, ladet ihn zu Gesellschaften und besitzt Lebensart genug, über das nähere Verhältniß kein Wort zu verlieren. Steht

es ihm ja doch auch frei, mit gleichen Rechten ein ähnliches Verhältniß einzugehen.

Die Gräfin Therese machte nun gleich nach ihrem Bekanntwerden mit Byron Gebrauch von diesem Recht, das Sitte und Gewohnheit allen verheiratheten Frauen in Italien gewährt. Byron's Persönlichkeit hatte sie bezaubert. Sein Benehmen, sein feuriger Geist und wohl auch seine zahlreichen Siege grade über die edelsten Frauen, umstrickten sie unwiderstehlich und machten sie in wenig Tagen zur folgsamsten Sclavin ihrer Liebe.

Byron besuchte die Gräfin alle Tage, sie fuhren zusammen in einer Gondel nach dem Lido, Theresen's Lebhaftigkeit, ihre Jugend, der anlockende Reiz des fröhlichen Weltlebens veranlaßten sie, jede ritterliche Uebung zu versuchen, worin ihr Geliebter Meister war. Bald sah man sie nun mit dem Lord über den Sand des Lido dahin fliegen, mit Pistolen nach dem Ziele schießen, ja selbst das Ruder handhaben. Jegliche Beschäftigung in Byron's Nähe ward ihr zum heitren Spiele. Sie lebte nur in seiner Nähe, ihn

je verlassen zu müssen, dünkte sie gräßlich, undenkbar!

Kaum war eine Woche vergangen, als Byron in ganz Venedig für den erklärten cavalier' servente der jungen Gräfin galt, und wie bei ihrer Heirath beneideten auch jetzt wieder die Frauen das Loos Theresen's.

Dieses Glück sollte aber ein bloßer Traum sein. Theresen's Gemahl bestand darauf, Venedig zu verlassen, um seine zahlreichen Güter in der Romagna zu besuchen. Mit Furcht und Zittern empfing das liebende Weib diese Kunde, denn jetzt erst fühlte sie, daß ihr Leben ohne Byron seine Seele, seinen durchwärmenden Odem verlieren würde. Leidenschaftlich und schwärmerisch entwarf sie dem Geliebten ein Gemälde des Jammers, der sie erwarte, wenn sie von ihm getrennt an der Seite des hinfälligen, kalten Grafen von Villa zu Villa, von Stadt zu Stadt ziehen sollte. Sie drang in ihn, sie zu begleiten, ihr mindestens zu folgen, doch nur zu bald mußte sie den Widerwillen ihres Gatten gegen Byron bemer-

ken, der offenbar Theresen die Vergünstigung des Cicisbeat's zugestehen wollte, als cavalier' servente aber einen Italiener und vor Allem einen rechtgläubigen Katholiken sich wünschte.

Ohne Hoffnung, den Freund bald wieder zu sehen, mußte das liebende Weib Venedig verlassen. Zwar schrieb sie dem Entfernten von jeder Station, wo sie rasteten, in den zärtlichsten Ausdrücken, und freundlich-beglückende Worte kamen in kurzen Pausen auch wieder zurück. Dennoch verzehrte sie die Sehnsucht, schwächte ihre Kräfte, untergrub ihre Gesundheit, und kurz nach ihrer Ankunft in Ravenna erlag sie den andauernden Gemüthsbewegungen, indem die deutlichsten Spuren einer Auszehrung sich zeigten. Theresen's Vater, der Graf Gamba, erfuhr von der kranken Tochter die Ursache ihrer Leiden, eine Unterredung mit Guiccioli fand statt, die zur Folge hatte, daß ein eigenhändiger Brief des Letzteren Byron den traurigen Vorfall meldete, die gegründetsten Besorgnisse aussprach und mit dem Wunsche schloß, er möge doch unverweilt nach Ravenna eilen.

Eine solche Einladung durfte und wollte der jetzt dem moralischen Leben Wiedergegebene nicht unbenutzt lassen. Er fühlte, daß Theresens Neigung ihn selbst wieder heilige, daß seine Vergehungen durch einen Blick aus ihrem Auge gesühnt würden. Sein zeitliches und ewiges Wohl hing an Therese, er mußte sie lebend, gesund wissen, und so reiste er denn in größter Eile nach Ravenna ab.

Seine Ankunft wirkte gleich der Frühlingssonne auf die erstarrte Erde. Therese genas langsam, da ihr der Umgang mit dem geliebten Freunde von jetzt an unverkürzt blieb und ihr Gemahl sie wenig beunruhigte. Die vielen Besitzungen des Grafen trieben ihn stets rastlos von einem Orte zum andern, Theresen's Schwäche untersagte jede Begleitung, und so war sie dem Schutze Byron's und ihres Vaters überlassen.

Die feuchten Umgebungen Ravenna's machten aber eine Ortsveränderung nöthig, und Therese wählte Bologna, wo ihr Gemahl ebenfalls einen Palast besaß, zu ihrem einstweiligen Aufenthalte. Dort nun,

unter dem sonnigen Himmel, in süßer Zurückgezogenheit lebend, erschlossen sich die Gemüther der beiden Liebenden. Therese, jung, schön, liebenswürdig, lernbegierig und mit den herrlichsten Fähigkeiten ausgerüstet, ward die gelehrigste Schülerin Byron's. Auf einsamen Spaziergängen, in heitern Stunden, beim Geplätscher der Springbrunnen zugebracht, lernte sie von dem Dichter englisch, und wenn einmal im Feuer des Gesprächs unheimliche Lohen aus seinem Geiste heraufschlugen, dann wußte die Hand der Liebe die unerwünschten Flammen auszulöschen, den stürmischen Geist zu besänftigen.

Dante's **divina comoedia** lag auf der Gartenbank. Byron nahm das Buch, blätterte darin und warf es dann unwillig von sich.

„Wie magst Du unsern Freiheitssänger so hart behandeln," sprach Therese, mit der einen Hand das Buch aufhebend, während die andere den Geliebten liebkosend schlug. „Du solltest den großen Mann besingen."

„Ja, wenn ich es dürfte, wenn ich dessen würdig

wäre!" rief Byron in schmerzlicher Wehmuth. „Es gibt keinen bedauernswertheren Menschen, als einen Poeten," fuhr er anklagend fort, „der mit sich selbst zerfallen, sein ganzes Leben für nichtig halten muß. Was nützt es mir, daß ich Verse gebaut, Reime geschmiedet und bei nächtlicher Weile damit Geld gemünzt habe! Es ist damit nichts für die Ewigkeit, nichts für das Heil der Welt gethan worden. Der ärmste Holzschläger ist glücklicher! Ihn macht das Gewissen keine Vorwürfe; in gewohnter Beschäftigung vergehen ihm die Stunden, und wenn er müde sein Tagewerk beschließt, nagt kein Reuegefühl an seinem Herzen. Wie öde und unfruchtbar zeigt sich dagegen dem Poeten das Leben! Grade wenn er am tiefsten dachte, wenn die Begeisterung in Flammenwirbeln über ihm zusammenschlug, wenn alle Tiefen der Empfindung, alle Schlupfwinkel der Leidenschaft von ihm eröffnet wurden; dann fühlt er sich am elendesten! Ich kann mir keinen Dichter denken, der nicht wenigstens täglich eine Stunde lang sein ganzes zweckloses Dasein ingrimmig verflucht! Nur



Wahnsinnige sollten Verse machen, denn Gesunde verlieren dabei früher oder später doch den Verstand!"

Byron's Mienen waren bis zur Häßlichkeit verzerrt. Therese kannte diese seit einiger Zeit oft wiederkehrenden Stimmungen des Mißmuthes und hütete sich weislich, dem Freunde zu widersprechen. Nur durch theilnehmende, sanfte Blicke, durch einzelne Worte wußte sie ihn zu trösten, zu beruhigen. Dann aber leitete sie wohl auch ein Gespräch ein, das indirect in genauem Bezuge mit der Stimmung Byron's stand. Auch jetzt befolgte sie die erprobte Methode und sprach mit ausdauernder Sanftmuth:

„Der Dichter wird nie verstanden, wenn man ihn wie die andern Menschen beurtheilt, und er selbst thut sich gewiß das empfindlichste Unrecht, fällt es ihm ein, der Erste zu sein, der mit dem Thermometer des Alltagslebens sein heißes Blut prüfen will. Der gewöhnliche, kluge, verständige Mensch lebt, wie es ihm behagt, nach Regeln und Gesetzen. Er bedarf ihrer, sie fördern ihn, ohne je ihm unbequemlich zu werden. Und wie sollten wir ihm dieses

Glück der Beständigkeit nicht gönnen? Der Dichter aber, mein Geliebter, hat einen andern Lebenskreis betreten, der nur im Aeußerlichen an das Irdische geknüpft bleibt. Alles Uebrige scheint nur irdisch, ist aber im tiefsten Wesen ganz überirdisch. Als ein Geliebter der Edelsten tritt er auf, nur von den Edelsten verstanden, und Liebe, weißt Du, ist müssiggängerisch. Demnach bleibt sie immer der Müssiggang aller Seligen, und wenn nun Seligkeit das Loos der Abgeschiedenen ist, können wir dann die Poeten nicht auch für selige Geister halten, die nur durch ein wunderbares Mißverständniß eine Zeit lang auf die Erde geschleudert worden sind, um den Kindern derselben von dem zaubervollen Glück jener unbekannten Welt einzelne Töne vorzusprechen? Da ist es nun ganz natürlich, daß sie in Augenblicken, wo die Einwirkungen der Erde sich in den Dichtern geltend machen, einen Schmerz, einen Gram und Widerwillen gegen sich selbst empfinden, der mit dem reinen Himmelsäther nichts gemein hat. Und das sind die Momente, wo ihr bösen, göttlichen Naturen

die ärgsten Dinge thun könnt. Wo Ihr uns verläugnet, uns untreu werdet, Eure Eide brecht, und wirklich ein bischen Teufel seid. Denn zuweilen, dünkt mich auch, seid ihr Poeten grade diejenigen Geister, um derentwillen der arme Teufel in alle Ewigkeit hinein nicht wieder selig werden kann. Gott will Euch dem Lucifer nicht lassen und dieser mag Euch nicht hergeben. Das gute und böse Princip kämpfen um Euch, wie es ja auch hier schon die Liebe und der Haß thun. Aber die Liebe siegt doch; sie küßt, sie umstrickt, sie kirrt Dich, und läßt nicht eher von Dir, bis Dein liebes Auge so freundlich strahlt wie Venus!"

Therese legte ihre Stirn an Byron's Brust, ihr reiches Lockenhaar überdeckte ihm Gesicht und Schultern, der böse Geist verließ ihn, er ward sanft, ja schwärmerisch hingebend.

„Ihr seid doch weit besser als wir Männer," sprach er nach einer Pause. „Wo der Mann spottet und höhnt, da hat die Frau immer noch ein sanftes Wort oder gar ein Gebet. Was sollte aus den

Männern werden ohne die religiöse Andacht des Weibes, die ihm doch angeboren bleibt! Wir schweben ohne Euch ewig in Gefahr, irgend wie unterzugehen, denn das weibliche Gemüth ist des Mannes Schutzgeist. Aber bei alledem bleibt ihr doch ganz verwünschte kleine Teufel!"

Er küßte Theresen die Hand. Sie lächelte und sah ihn liebevoll an.

„Wo warst Du gestern Abend?" fragte unser Freund. „Ich traf Dich nicht auf Deinem Zimmer und ging vor Ungeduld fort."

„Deshalb also habe ich nachher allein bleiben müssen?"

„Ja deshalb, meine süße piccinina," erwiederte Byron und wiederholte die gethane Frage etwas schärfer und ernster, da noch immer ein allerliebstes melancholisches Lächeln um den Mund der Gräfin schwebte.

„Wo ich war?" sagte sie jetzt, den Lockenkopf zur Seite neigend, „ja, wo war ich doch? Nun rathe!"

Byron zitterte, das fortwährende Lächeln There-

sen's brachte sein Blut in Wallung. Ungestüm, barsch, eifersüchtig schrie er sie an: „Weib, wo warst Du?"

Therese sah ihm fortwährend lächelnd in die Augen, ohne zu antworten.

„Ha!" rief Byron, riß den Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn wüthend in die Mündung einer vor ihm stehenden Flasche, daß sie in unzählige Stücke zerbrach und der Wein die Kleider der Gräfin überschüttete. „Thee are all in the same!"

Sein Auge brannte lange auf der zitternden, erbleichenden Gräfin. „Ich betete in der Kapelle," lispelte Therese, faltete die Hände über dem Busen und sank niederfallend mit dem Gesicht auf Byron's Schooß. Ein tiefer Seufzer beruhigte den leidenschaftlichen Mann. Er drückte die schönen Haare an seine Lippen, hob die Knieende zärtlich auf und bat ihr mit einem Blicke sein Unrecht ab.

Therese hatte ihm längst vergeben. Sie drückte seine Hand, schmiegte sich an ihn und zog ihn lustwandelnd fort durch die Gänge des Gartens.

6.

Mehrere Wochen hatten die Liebenden so in ungestörter Glückseligkeit zugebracht, als der Graf von seinen Inspectionsreisen unvermuthet zurückkehrte. Therese mußte nun wieder zurückgezogener leben, Byron sich vorsichtiger benehmen, um das einmal bestehende Verhältniß nicht über die erlaubten Gränzen des Ueblichen hinausgreifen zu lassen. Es kann aber für Liebende nichts Peinigenderes geben, als ein plötzliches Abdämpfen ihrer natürlichen Gefühle, ein argwöhnisches Messen ihrer Leidenschaft. Seele und Körper leiden darunter, und gibt es irgend einen Zustand, einen Moment im Leben, der einen gewaltsamen Eingriff in die bestehenden Gesetze oder eine Zerstörung des Lebens selbst gestatten sollte; so tritt dieser gewiß unter innig Liebenden ein, die eine unbegreifliche Macht nur deshalb sich einander hat erkennen lassen, um sie dann sogleich für immer zu trennen.

Therese, jung und leidenschaftlich, und nun auf

einmal wieder zu einer klösterlich bangen Lebensart verurtheilt, fand ihren Zustand unerträglich. Sie sah und sprach zwar Byron täglich, aber selten allein und nie ohne ängstliches Zagen. Ihre Freuden waren gänzlich verschwunden, ein traulicher Umgang ihr nicht mehr gestattet. Selbst im Blicke durfte sie nicht ihr Herz sprechen lassen, wollte sie nicht den Geliebten der Gefahr aussetzen, durch irgend einen käuflichen Feigling meuchlings umgebracht zu werden. Denn zu ihrem Schrecken bemerkte sie deutlich, daß ihr Gatte alle Spuren einer grimmigen Eifersucht zeigte.

Dies betrübte und empörte Therese. Sie hatte dem Grafen ohne Neigung, blos auf den Wunsch ihres Vaters die Hand gereicht und glaubte sich um so mehr berechtigt, nach den Sitten ihres Landes leben zu dürfen, als ihre Jugend mit dem Greisenalter ihres Gemahls in gar keinem Verhältnisse stand. Sich auch hier noch beschränkt, gebunden sehen zu müssen, und gewissermaßen ihre Neigung von einem ihr völlig Gleichgültigen bestimmen zu lassen, schien ihr

grausam. Ihre Abneigung, ihr Widerwille gegen den Gatten wuchs, je mehr sie die Vorzüge des Geliebten erkannte, und wie die Leidenschaft in heftiger Aufregung auch das Gute abstoßend, das Gefällige widerlich findet, so wurden auch die bessern Eigenschaften des Gatten Theresen unausstehlich, seine bloße Nähe schon peinlich. Bald ward jede Duldung für sie Qual, die Gleichgültigkeit ging in den entschiedensten Haß über.

Mit Entsetzen sah Byron Theresens Unmuth, Theresens Liebe täglich wachsen. Er fürchtete einen heftigen Auftritt und malte sich die daraus entstehenden Möglichkeiten mit den schwärzesten Farben.

Aber auch sein eigener Zustand ward ihm unerträglich. Die anfängliche Mäßigung, die seine Liebe zu Therese charakterisirte, wollte sich nicht mehr behaupten lassen. Die erzwungene Trennung, in der er leben mußte, schärfte die Begier, stachelte den Wunsch nach dem Besitz der Geliebten, in deren Nähe er sich allein sicher vor neuer Ausschweifungen wußte. Hatte sie ihn ja doch gerettet vom sichersten Unter=

gange! Therese war für ihn eine anbetungswürdige Lichtgestalt, die ihn zurückwinkte nach einer längst entschwundenen seligen Unschuldswelt. Und diesen Engel mußte er gefesselt sehen, angekettet an ein lebloses kaltes Gespenst! Er sann hin und wieder, griff nach den unhaltbarsten Luftgestalten, machte hundert Pläne und verwarf sie wieder mißmüthig, ergrimmt.

Theresen's Stimmung ward von Tage zu Tage gereizter, Byron fand sie fast jedesmal fieberhaft aufgeregt, und diese Aufregung stieg und mußte gefährlich werden, je behutsamer sie verborgen und niedergehalten ward. Byron sah sich von den unlösbarsten Banden umstrickt. Er rang dagegen mit Umsicht, Muth und auch mit Ruhe, so lange er nur sich gefährdet sah, jetzt aber mußte er auch die Geliebte leidend erblicken. Für ihn duldete sie die empfindlichsten Schmerzen, ertrug ein Joch, unter dem sie bald zusammenbrechen mußte! Da erwachte des Dichters Neigung, ohne vieles Bedenken sich mitten in die Gefahr hineinzustürzen und zu zerhauen, was

einer sanften Lösung entgegen zu führen kaum möglich war.

Er schrieb an die Geliebte voll leidenschaftlicher Gluth: sie solle hoffen, ihm vertrauen, und bereit sein in jedem Augenblicke ihm zu folgen, denn nur durch gewaltsame Entführung könne ihr beiderseitiges Glück begründet und gesichert werden. Wohin sie zu gehen wünsche, solle ihr überlassen bleiben. Ihm sei der Orient eben so angenehm als die transatlantische Welt, deren junge Freiheit ihn locke, für die er wohl in glücklichen Stunden gesonnen sei, all' seine Kräfte, sein Vermögen zu opfern.

Ueber diesen Vorschlag erschrack das liebende Weib heftig. Sie konnte, wollte nicht darauf eingehen, und ihre Unruhe wuchs. Denn ob sie gleich zu jedem Opfer bereit war, so scheute sie doch eine Handlung, die in den Augen einer Italienerin einem Sacrilegium ziemlich gleich kommt. In diesem Sinne lautete die leidenschaftliche Antwort Theresen's, deren Schluß nur eine geringe Beruhigung für Byron enthielt, indem sie die Versicherung aussprach,

daß sie unablässig auf ein anderes Mittel ihrer Vereinigung sinne.

Unser Freund verwünschte abwechselnd die zarte Gewissenhaftigkeit und die bereitwillige Hingebung der Frauen, und beschäftigte sich ernstlich mit dem Gedanken, seinen Glauben zu wechseln und katholisch zu werden. Dann hoffte er entweder freiere Duldung seines Verhältnisses mit der Gräfin von dem Gemahl derselben zu gewinnen oder eine Scheidung herbei zu führen, die, wenn ihm auch nicht die Hand Theresens, doch ihren unverkümmerten Umgang gestatten möchte.

Seine Unruhe trieb ihn zu den widersprechendsten Beschäftigungen. Bald sahen ihn die verwunderten Bologneser wie einen Rasenden durch die Straßen sprengen, der ängstliche Fletcher hinter ihm, sein treuer Gondelier Tita ihm zur Seite; bald verschloß er sich wieder in seine Wohnung, um den Ernst der Gegenwart durch eine künstlich erregte komische Stimmung zu verscheuchen. Er schrieb am „Don Juan," dieser wunderlichen Beichte, die unter Thrä-

nen lächelt, und über ihre eigene Lustigkeit bitterlich weint. Oft auch machte er einsame Spaziergänge durch die Stadt, besuchte die Kirchen, erstieg die Thürme und ließ sich von den Custoden alte Geschichten erzählen.

Einen Ort hatte er auf seinen einsamen Wanderungen besonders liebgewonnen. Dies war das Campo santo, der gemeinschaftliche Kirchhof Bologna's. Hier unter den tausend Denkmälern mit den kurzen, oft treffenden und tiefgefühlten Inschriften, konnte er mit Behagen in die Vergangenheit sich zurückversetzen. Die Dürftigkeit historischer Bemerkungen, das Räthselhafte manchen Ausspruches, dieser und jener beinahe verwitterte Name, in kalten Marmor gegraben, führte ihn grade zur tiefsinnigen Lösung der ernstesten Räthsel. Der Dichter liebt die Unbestimmtheit historischer Angaben, damit seine Phantasie mächtiger sich regen, mit lebendigeren Farben ein Gemälde von dem Vergangenen entwerfen könne, das ohne historisch zu sein, dennoch das Ge-

wicht einer ewigen innern Wahrheit vor dem blos Wirklichen voraus hat.

Eine Anziehungskraft eigener Art hatte aber auch für Byron der Custode dieses Kirchhofes, der Todtengräber. Battista war ein Mann in hohem Alter, der seinem Amte schon an funfzig Jahre vorstand und eine eigene Liebhaberei für wohlerhaltene Schädel zeigte, die ihm bei seiner Beschäftigung oft genug in die Hände fielen. Er hatte seit langen Jahren die verschiedensten Exemplare davon gesammelt und seine Wohnung auf das seltsamste damit ausgeschmückt. Da er wohlbewandert war in den Geschlechtsregistern der Einwohner Bologna's, so wußte er genau anzugeben, wer in diesem oder jenem Grabe geruht hatte. Der wunderlichste Anblick von der Welt bot sich Byron beim ersten Besuche. Ganze Reihen weißer Schädel blickten von reinlichen Gesimsen auf ihn herab, an jedem war ein Zettel befindlich, der eine Zahl und den Namen des ehemaligen Besitzers trug.

Was aber unsern Freund noch mehr fesselte, war

die Tochter des Custoden, ein frisches, wunderschönes Mädchen, das, auferzogen unter diesem Knochengerümpel, heiter und lebenslustig seine häuslichen Geschäfte betrieb, dem geschwätzigen Vater die Schädel zulangte, um sie dem fremden Gaste zu zeigen, und ohne irgend einen Schauer mitten unter den hohlen Todtenköpfen sein Lager aufgeschlagen hatte.

„Grade hier träume ich am lustigsten," sagte das Mädchen und empfahl Byron, sich nur recht mit solchem Schmuck zu umgeben, so würde er sich wundern, wie schön und heiter die Welt sei. Das liebe Kind wußte nicht, daß der vielerfahrene Dichter diese Lebensstufe aus Verzweiflung schon vor zwölf Jahren zurückgelegt hatte!

Battista ward oft von Menschen besucht, die etwas zurückhaltend thaten, und dann immer ein vertrauliches Gespräch mit dem Todtengräber verlangten. Dieser war jederzeit dienstfertig, Allen gern zu Willen.

„Sie dürfen sich darüber nicht wundern," sprach er zu Byron. „Die Menschen, gebildete und unge-

bildete, sind sammt und sonders abergläubig, und wir, die wir zufällig mit Tod und Verwesung mehr als wir wünschen zu schaffen haben, werden für besonders geschickt erachtet, gewisse Uebel heilen, manches drohende Unglück abwenden zu können. Da kommen nun die armen Bedrängten in ihrer Noth auch zu mir, damit ich ihnen helfe, und wenn ich auch nicht eben gelehrt bin, so hab' ich doch immer ein Wort oder eine Gebehrde in Bereitschaft, die beruhigend wirkt. Ein armer Mann muß sehen, wie er durchkommt!"

Eines Abends, als sich Byron eben wieder mit dem Custoden in ein weitläuftiges Gespräch vertieft hatte, ward dieser dringend zu sprechen begehrt. „Es ist eine junge, sehr vornehme Dame," sagte Battista's Tochter. „Sie zittert vor Angst oder Unruhe, und wie reich sie auch sein mag, unglücklich ist sie gewiß! Und das ist doch ein Trost für uns arme, niedrige Leute!"

Battista entfernte sich, Byron war neugierig geworden. Er trat an die nur angelehnte Thür, um

Gestalt und Kleidung der Dame zu mustern. Da es Abend und schon sehr dunkel in dem kleinen Vorraume der Custodenwohnung war, so hatte Battista ein Licht angebrannt und ließ den vollen Schein der Flamme grade auf die Hilfesuchende fallen. Byron erschrak, staunte und stand überrascht. Obwohl die Dame dicht verschleiert ging und einen dunklen Mantel um sich geschlagen hatte, glaubte er sie doch an ihrer Haltung zu erkennen. Jetzt öffnete sie den Mund und sprach einige Worte. Byron konnte nicht mehr an sich halten, er riß die Thür auf, stürzte auf die Verschleierte zu, ergriff ihre Hand und bedeutete zugleich dem Custoden mit ungestümem Wink, daß er sich entfernen möge.

„In aller Heiligen Namen, Therese, was führt Dich hierher?“ rief er aus, die Zitternde, Verschämte mit sich auf den Kirchhof hinausziehend, wo der matte Schein der Sterne eine flimmernde Dämmerung über den weißen Grabmonumenten verbreitete.

„Nur ein Außerordentliches kann Dich zu einem Schritte bewogen haben, der gefährlich für Dich und

für mich werden darf, wenn er entdeckt würde. Wußtest Du, Geliebte, daß ich zuweilen den Todtengräber besuche? Wolltest Du mich sprechen, meine Hilfe anrufen? Mir Entscheidung bringen über unser gemeinschaftliches Schicksal?"

Die Gräfin — denn sie war es wirklich — schüttelte seufzend den Kopf und ließ ihre Stirn auf die Schulter des geliebten Freundes fallen. Ihr Busen arbeitete heftig, sie fing an zu weinen, dann laut zu schluchzen. Ueber den fernen Hügeln blitzte der Mond herauf, ein silberner Lichtstreif fiel über die regungslose Gruppe, die, an ein Monument gelehnt, auf nichts um sich her mehr achtete. Man hätte sie in der Entfernung und bei dem betrüglichen Zitterlicht selbst für ein Paar Statuen halten können.

Mit sanfter Gewalt zog Byron die Geliebte an seiner Seite auf den Grabstein nieder, der zu ihren Füßen eine halb verwischte Inschrift kaum noch erkennen ließ. Die Nacht war still und warm, der Ort, obwohl seltsam gewählt, der Stimmung des

Dichters ganz entsprechend und vor jeder Störung gesichert.

„Sprich," sagte er zu Theresen. „Gestehe mir, in welcher Absicht Du zu Battista kamst, was Du von ihm begehren wolltest?"

Die Gräfin umschlang mit zitternden Armen den Freund. „Wir sollen uns trennen" versetzte sie. „Schon nach wenig Tagen muß ich meinen Gatten begleiten, und er besteht hartnäckig darauf, daß Du mir nicht folgst, mir nicht einmal in Briefen von Dir Nachricht gibst! Und das ertrage ich nicht! Nein," rief sie lebhafter, leidenschaftlicher und hob wie eine Prophetin den schönen Arm zum Himmel, „ehe ich Dich verlasse und dem Herzlosen folge, den mir eine barbarische Sitte unbarmherzig zum Peiniger aufgedrungen hat, will und werde ich sterben, so jung ich bin, so gerne ich noch leben und lieben, Dich, meine Seele, ewig, ewig lieben möchte!"

Byron's Unruhe stieg mit der Hilflosigkeit, in der er sich befand. Er erneuerte Theresen nochmals seinen Vorschlag mit ihm zu entfliehen.

„Still!“ rief das junge Weib entrüstet. „Schweige davon oder ich gebe mir den Tod, ich vernichte mich auf der Stelle, weil ich Dich nicht unwürdig vor mir sehen will!“

„Und Battista?“ fragte Byron.

„Ja er!“ rief Therese, das schöne schwärmerische Auge glänzend zum Himmel aufschlagend. „Er könnte uns helfen!“ setzte sie hinzu und die langen dunklen Wimpern fielen wieder beschattend über die reinen Pupillen.

„Wie? Wodurch?“ rief Byron ungeduldig. „Entdecke Dich schnell, oder ich thue, was mich reut. Tita führt eine gute Klinge und mordet für mich halb Bologna.“

„Du ließest eine so blutige That nicht zu,“ sprach Therese sanft, durch Thränen lächelnd. „Da kenne ich Dich besser. Dein Blut ist heiß, Dein Herz gut; und wenn es ja einmal abweichen wollte vom angebornen Rechten, so will ich es schon zurück leiten mit einem Blick der Liebe. Gewiß, Du folgst mir, Du wirst sanft, still und hörst mich ruhig an. Ja, wenn

Du gleich recht geduldig zu sein versprichst und nicht mehr an's Ermorden denken willst; so entdecke ich Dir meinen Plan, der uns Beide befreit, vereinigt, und der doch erlaubt ist, nur ein wenig listig."

„O sprich! sprich! Ich höre mit tausend Ohren."

„Nun sieh," sprach die Gräfin, „Battista ist ein kluger, gefälliger Mann. Er weiß mit Lebendigen und Todten geschickt umzugehen und würde gewiß auch für eine angemessene Belohnung erbötig sein, uns Beide zu unterstützen. Du kennst ihn schon — desto besser. — Nun wirst Du Dich einer Geschichte erinnern, die sich zu Verona zutrug; Euer Shakespeare hat eine Tragödie daraus gemacht, die mich immer zu Thränen gerührt und mir nicht selten die wunderbarsten Gedanken erweckt hat. Wir befinden uns in der unleidlichsten Lage. Jeder Ausweg ist uns versperrt, hier vom Gesetz, von den Geboten unserer heiligen Religion, und dort vom Gewissen, das mit Pein und ewigen Strafen droht. Denke Dir jetzt, Geliebter, Du sei'st Romeo und ich Julie, würdest Du nicht eine unüberwindliche Neigung fühlen,

Deine gestorbene Julie im Sarge mit Deinen Küssen zu erwecken?"

„Wie! Therese!" —

„Ja," fuhr die Schwärmerin fort. „Ich bin fest entschlossen, scheinbar den Tod zu erleiden, um der Fesseln ledig zu werden, die ich nicht mehr geduldig ertragen kann! Ich habe Alles vorbereitet, es läßt sich ausführen. Kränklich bin ich ohnehin — mein Gatte ist leicht getäuscht. Ein Schlaftrunk ist in meinen Händen. Ich nehme die betäubende Medizin und sterbe — zum Schein. Alles läßt sich ohne Verdacht zu erwecken leicht veranstalten, sobald Battista von dem Plane unterrichtet wird. Denn er hat es über sich, die Gruft zu verschließen. Komm, Geliebter! Laß uns auf der Stelle zu Battista gehen, mit ihm sprechen, unsere Lage ihm enthüllen, so weit es nöthig ist. Bei Allem, was Dir heilig ist, komm! Zögere nicht, jede Minute ist ein Verlust an meiner Seligkeit!"

Therese lag bittend vor Byron auf den Knieen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, ihr Gesicht

glich, von den glänzenden Locken umflogen, dem Antlitz einer begeisterten Priesterin. Hinter ihr her fiel das Mondlicht und versilberte den Saum ihrer Kleidung, erleuchtete den Grabstein, auf welchem der Geliebte saß.

Byron erhob mißbilligend sein Auge. Es streifte den Marmor, die goldenen Buchstaben erglänzten hell. Er las die Worte: „Theresa Guarini implora pace.“

„Ja,“ rief er aus, „implora pace!“ und zu Therese gewandt, sie liebevoll aufhebend, an seine Brust drückend, fuhr er fort: „Dein kühner Entschluß macht Dich mir nur werther, denn ich liebe ein sanftes, ein kühnes Weib, wenn es beides zur rechten Zeit zu sein versteht. Gegen die Ausführung Deines Gedankens aber lehnt sich meine ganze Vernunft entschieden auf, empört sich mein Gefühl. Nennst Du rasche Trennung von dem ungeliebten Manne einen Frevel, so finde ich in dieser überdachten Täuschung, diesem Spielen mit Tod und Verwesung eine Verhöhnung der geheimsten Naturkräfte.

Ich bin abergläubig, Therese, und eben deshalb kann, will ich nichts hören von Deinem Plane. Mich schaudert vor Leichen, obwohl ich den Tod nicht fürchte, und ein Fieberfrost würde mich selbst in Deinen Armen ergreifen, wenn ich mich erinnerte, daß Du schon einmal todt gewesen seist. Dein Scheintod würde Dir meine Liebe rauben."

Therese sah ihn fragend an. Sein Blick war ernst, seine Züge streng. Sie erkannte, daß er die volle Wahrheit gesprochen hatte. Da ergriff sie Byron's Hand, drückte sie an Busen, Mund und Auge und stand auf: „Es ist gut," sprach sie, „ich werde nicht mehr daran denken. Ich werde leben, Dich lieben; ich werde von Dir gerissen werden, und doch bei Dir sein, und wie trostlos es mir auch, von Dir getrennt, ergehen mag, das Gefühl wird mich immerdar erheben, das mir sagt: ich habe den Wunsch des Geliebten erfüllt."

So viel Hingebung und anschmiegende Zartheit rührte und beglückte Byron aufs höchste. „Du bist das einzige Weib, das ich kenne," rief er aus, „ver-

flucht sei das Schicksal, das uns ewig von einander getrennt hat!"

Er schloß Therese in seine Arme und verließ den Kirchhof, zürnend, aber doch glücklich.

Wenige Tage später fand er sich allein in Bologna. Therese war mit dem Grafen abgereist, nachdem sie ihm zuvor das Versprechen abgenöthigt hatte, sobald als möglich nach Venedig zu gehen und sie den Herbst und Winter hindurch bei ihren Freunden zu lassen. Guiccioli konnte eine solche Bitte nicht wohl abschlagen. Theresen's Kränklichkeit untersagte von selbst ein längeres Reiseleben, und ihm war es nicht Bedürfniß, die Gattin stets um sich zu haben. Nur von Byron wollte er sie nicht immer begleitet wissen. — Darauf nun baute die junge, liebende Frau ihren Plan, der sich, war nur der Graf erst entfernt, ohne Schwierigkeit ausführen ließ. Byron ward davon unterrichtet und Therese verließ ihn ziemlich gefaßt.

Die Liebe ist aber nicht zufrieden mit bloßen Verheißungen, und wären sie auch so licht, so glühend wie die Sonne; sie will die Erfüllung, weil ohne diese jede Liebe nur eine Lüge, ein falsches, aufreibendes Spiel mit dem Leben ist. Byron fühlte dies nicht minder als Therese; die völlige Einsamkeit, zu der er sich selbst verurtheilt hatte, machte ihm aber die Trennung unerträglicher. Hätte man sich noch schreiben, seine Empfindungen, seine Gedanken sich mittheilen können! Allein auch dies war untersagt und auf keine Weise möglich zu machen. So blieb dem Verlassenen nichts übrig, als in dem Spiegel der Erinnerung die schöne Vergangenheit heraufsteigen zu lassen, an ihren heitern Scheinbildern sich zu laben und zu stärken. Die seltsamste Schwärmerei bemächtigte sich unseres Freundes. Täglich ging er nach dem Palast, besuchte Theresen's Zimmer, öffnete die Schränke, wo ihre Kleider gehangen hatten, wo sie oft beschäftigt gewesen war. Er blieb stundenlang in Träume versunken auf dem Stuhle sitzen, der die Geliebte so oft umfangen, und ging dann

mit langsamen Schritten durch die Gänge des Gartens, wo er an ihrer Hand gelustwandelt, ruhte in der Laube, unter deren Schatten sie mit einander Dante's tiefen Geist bewundert, in den Liebeslauten Ariost's und Petrarca's geschwelgt, ihre eigene Liebe in reinem Gefühl genossen hatten. — Und am Bassin des Springbrunnens konnte er stundenlang stehen, in die klare in unaufhörlichen Kreisen zitternde Welle sehen, das Bild Theresen's darin suchen, das so oft mit ihm in dem Wasserspiegel erschienen war. Lächelnd sah er sie schalkhaft ihre Locken um sein Haupt schütteln, er fühlte ihren Arm um seinen Leib geschlungen und stampfte knirschend mit dem Fuße, wenn ihm das heitere Bild des lügenhaften Gefühls so schnell wieder verschwand.

Die Abende aber brachte er theils bei dem Custode, theils auf dem Kirchhofe zu, bis der Nachtthau ihn verscheuchte. Das „implora pace“ wirkte magnetisch auf ihn ein. Er verließ jedesmal beruhigter, als er gekommen war, den Campo santo.

Dennoch wuchs seine Sehnsucht nach Theresen

mit jedem Tage. Er mußte immer neue Beruhigungsmittel ausfindig machen, um nur durch deren vorübergehenden Reiz seine Lage etwas erträglicher zu gestalten. Er nahm alte Bücher der Geliebten in die Hand, blätterte sie durch und raubte sich die Blüthen und Zeichen, die sie tändelnd hineingelegt. Werke, die sie besonders liebte, las er durch, schrieb kurze Bemerkungen an den Rand oder seinen und Theresens Namen in innigster Verschlingung.

Corinna von der Frau von Staël war ihm vor allen werth, da er an diesem Buche die Spuren eines fleißigen Gebrauches entdeckte. Er las täglich darin, im Garten wandelnd, am Springbrunnen stehend oder in der Laube sitzend. Einstmals überraschte ihn aber eine so tiefe Wehmuth über das Verhängniß, dem er sich und Alles, was er liebte, verfallen glaubte, vermöge dessen seine eigene Liebe immer nur ein Verbrechen war, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten und er sich nicht anders zu beruhigen wußte, als durch einen Brief an die Geliebte. Er nahm das Exemplar der Corinna und

schrieb auf die letzte Seite in englischer Sprache folgende Zeilen:

„Theuerste Therese! — Ich habe in Deinem Garten in diesem Buche gelesen; — Du warst nicht hier, Liebe, sonst hätt' ich es nicht lesen können. Es ist ein Lieblingsbuch von mir und die Verfasserin war meine Freundin. Du wirst diese englischen Worte nicht entziffern können, Andere auch nicht — und eben deswegen habe ich sie nicht auf Italienisch hingekritzelt. Aber Du wirst die Hand dessen erkennen, der Dich leidenschaftlich liebte, und leicht begreifen, daß er mit einem Dir zugehörigen Buche beschäftigt, nur an Liebe denken konnte. In diesem Worte, das in allen Sprachen wohl lautet, am schönsten aber in der Deinigen — amor mio — ist mein gegenwärtiges Dasein enthalten. Ich empfinde es, daß meine hiesige, und ich fürchte, daß meine jenseitige Existenz nur Einen — Du wirst es entscheiden, welchen — Zweck haben kann. Mein Schicksal steht bei Dir, und Du bist ein weibliches Wesen achtzehn Jahr alt und zwei Jahre aus dem Kloster!

Ich wünschte herzlich, Du wärest dort geblieben, oder wenigstens ich hätte Dich nicht als Vermählte kennen gelernt. Aber das ist nun Alles zu spät; ich liebe Dich und Du liebst mich — wenigstens sagst Du es und handelst so, als ob es auch die Wahrheit wäre, und das ist auf alle Fälle ein großer Trost. Meine Liebe zu Dir ist aber noch mehr als Liebe und kann nimmer aufhören!

Denke zuweilen an mich, wenn uns die Alpen und der Ocean trennen, aber das sollen sie nicht, es müßte denn sein, daß Du es wünschtest."

Nach dieser Herzenserleichterung ward ihm freier. Er legte das Buch auf Theresen's Schreibtisch, und eine Orangenblüthe zwischen das beschriebene Blatt. Düster vergingen ihm die Tage, nur zuweilen durch eins jener Streiflichter glänzend bestrahlt, die poetisch begeisterte Stunden lindernd, versöhnend in und über ihm auflammen ließen.

Aus diesem verzehrenden Hinbrüten rettete ihn endlich ein Brief von Venedig. Therese war dort ange-

kommen, der Graf weiter gereist. Noch in derselben Nacht verließ Byron Bologna.

7.

Eine halbe Stunde von Venedig liegt das Landhaus La Mira. Dorthin hatte unser Freund seinen Sitz verlegt, um ungestört ein Glück genießen zu können, wie er es oft erfleht, aber nie erlangt hatte. Therese bewohnte in heiterer Einsamkeit mit dem Geliebten dieselbe Wohnung, und wer die durch die sonderbarsten Schicksale Vereinigten in schöner Vertraulichkeit auf dem Balkon sitzen, an den blühenden Ufern der nahen Brenta lustwandeln sah, der hätte sich wohl des glücklichen Paares erfreuen müssen. Die Täuschung noch zu erhöhen, lief ein sehr schönes, liebenswürdiges Kind zwischen den Geliebten hin und wieder. Allegra, Byron's natürliche Tochter, die eine Engländerin ihm geboren hatte, ward von der Gräfin gepflegt, wie ihr eigenes Kind, und der glückliche Vater liebte das Mädchen um so leidenschaftlicher, als es ihm nicht vergönnt

war, seine legitime Tochter Ada jemals wieder zu sehen.

Dies heitere Zusammenleben wurde nur durch zweierlei Dinge getrübt: durch die Schmähsucht der Menschen und durch Byron's bald stille, bald laute Reue. Seit nämlich in sein äußerliches Sein eine gewisse Ordnungsliebe und überhaupt ein sicherer Abschluß gekommen war, kehrte sich jede Aeußerung seiner leidenschaftlichen Natur nach innen. Es gab Stunden, Tage, ja Wochen, in denen der unglückliche Dichter sein ganzes Leben und Wirken gehaltlos fand, das Gute und Herrliche mit dem Schlechten verdammte, und sich selbst beinahe mit der witzigen Beharrlichkeit des Wahnsinnes verspottete und verfluchte.

„Wozu," rief er dann aus, „wozu sollen Creaturen wie ich, zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wo sie erscheinen, richten sie Unheil an; sie gehen wie ein Pesthauch über die Erde, und wie diesem, kann ihnen Niemand entfliehen. Ueberdenke ich bei mir, was ich gethan habe, so muß ich nur

immer und immer wieder gestehen, daß jeder Schritt mich gereut, diejenigen nicht ausgenommen, von denen die Welt ein großes Aufheben gemacht hat. Das Leben wäre ganz schön, unendlich fruchtbringend, für Jedermann ein unaussprechlich herrliches Geschenk, vergiftete es nicht die Reue, diese Selbstverdammniß des Herzens, an der Niemand stirbt, und die doch Jedermann zum Stiefsohne des Lucifer stempelt. Laß mich sündigen, Gott, nur laß mich nicht bereuen! Strafe mich mit den furchtbarsten Strafen, nur die Falte des Gewissens glätte aus, in der die Reue wacht! Oder laß mich erkennen, was sie uns helfen, wie sie uns nützlich werden kann. Wie ich sie kenne, ist sie nur ein Fluch, nie ein Segen. Sie bessert nicht, sie verhärtet blos; sie ist die Taufe, womit man Teufel weiht!"

Wer möchte wohl den gequälten Dichter dieser heftigen Ausbrüche wegen schmähen! Ohne ihm beizustimmen, müssen wir die versteckte Wahrheit in seinen Aeußerungen in so fern anerkennen, als er an sich selbst sie oftmals erprobte. Denn wie er sich

auch wand und bändigte, der Schein des Friedens floh ihn hartnäckig so lange, bis er entweder durch Handlungen oder Gedanken ein schimmerndes Netz des Glückes um sich breitete, das im Grunde nur aus zerfließenden Traumbildern bestand. Die bedeutendste That seiner Reue war der „Kain," jenes Myster, das er Jahre lang in verborgener Seele genährt, womit er seine Reue zu bannen suchte und sich selbst wieder rettete.

Therese aber umschwebte den geheimnißvollen, unergründlichen Mann in der grauenvollen Angst seiner Pein immer mit gleicher Sanftmuth und Liebe, wie eine Lichtgestalt. Byron sah in ihr den Genius seines Lebens, er mochte und konnte nicht mehr von ihr scheiden. Und wenn die Liebe weihende Kraft besitzt, so konnte man sich auch kein schöneres Verhältniß denken, als das zwischen Byron und der jungen Gräfin bestehende.

Die meisten Menschen sind aber wunderliche, mißwollende Naturen. Erziehung, Gewohnheit oder was Beides und noch manches Andere mit umfaßt,

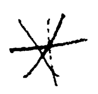
die verzerrte Cultur, hatten in dem gesammten Menschengeschlecht eine so vollkommene Verwirrung angerichtet, daß auch der Gescheidteste, Vorurtheilsfreiste sie nie mehr ganz los werden kann. Daraus entstehen die thörichsten Anmaßungen, die widernatürlichsten Gesetze, die eigentlich nur deshalb da zu sein scheinen, damit es nur ja nicht an einem steten Anlaß fehle, das Gute zu verdecken, das Rechte wieder möglichst unrecht zu machen.

Vieles erträgt ein Jeder mit Gleichmuth, weil es sein innerstes Leben nicht berührt; der Sinn für Recht aber, das unaustilgbare Gefühl für Schönes und Gutes wird lebendiger, tritt irgend eine willkürliche Anmaßung einer Person, eines Standes oder einer Institution uns in Augenblicken feindlich entgegen, wo uns selbst das peinlichste Gewissen frei spricht von jeder Schuld. Ein solcher Moment ist die Liebe, die man von je her recht zum Ueberfluß hat regeln und bändigen wollen, wodurch denn das Unheil nur größer geworden ist.

Man sollte immer unterscheiden zwischen Liebe

und bloßem Gelüst. Für dieses gebe man Gesetze, suche es zu bändigen und auszurotten, jener aber gestehe man ein freies Walten zu, weil sie dadurch allein geheiligt werden kann.

Wir haben unsern Freund durch eine Reihe von Jahren begleitet, seine Tugenden und Laster sich entwickeln, zur Riesengröße anwachsen sehen durch unerwiederte Neigung, durch Täuschungen der mannichfachsten Art. Sein ganzes Wesen athmete Liebe, sein Auge wollte sie überall finden, überall wecken, und Lieblosigkeit ward ihm geboten, bis sich sein Herz verhärtete und von Haß ganz erfüllt überschäumte. Nun sank er tiefer und immer tiefer in den Schlamm der Sinnlichkeit, Reiz, Kitzel begehrte er, nicht Erhebung, heilige Gluth, süß schauernde Andacht. Aber man ließ den Irrenden gewähren. Er that nichts, was Hunderte nicht auch schon gethan hatten, und war sein Treiben nicht grade musterhaft zu nennen, verstieß es sogar gegen die Gesetze jeglicher Moral, so war der Frevel doch nur vorübergehend und ward deshalb nachgesehen. Es ist



ja erlaubt, ein Paar Trauben von vielen Weinstöcken zu pflücken; man billigt es nicht, läßt es aber geschehen, während doch keiner der Strafe entgehen würde, dem es einfiele, sich eines Weinstockes ganz und allein zu bemächtigen, um die süßen Früchte mit Behagen zu genießen.

Durch die Bekanntschaft Byron's mit der Gräfin Guiccioli hatte die wahre, innigste Liebe ihn wirklich erfaßt. Therese erwiederte seine Neigung mit gleicher Leidenschaftlichkeit, und die von Natur an einander Geketteten wären es auch für das Leben gewesen ohne die Beschränkungen des Gesetzes. Diese eiserne Hand aber riß ihre Herzen wild aus einander, gab dem edelsten Gefühle den Namen des Verbrechens. Und nicht genug, daß hier kirchliche Einrichtungen und verjährte, mit Sorgfalt gepflegte Vorurtheile sich gegen diese Verbindung auflehnten; es erhob auch noch zum größten Aerger Byron's die sonst so leichtfertige italische Gesellschaft ihre Stimme.

Madame Benzoni, deren Zirkel Byron noch oft besuchte, unternahm es, ihm Vorstellungen zu ma-



chen, die natürlich erfolglos blieben. Es ist immer ein undankbares und meistentheils auch nutzloses Geschäft, Andere von ihren Fehlern zu überzeugen oder sie gar davon heilen zu wollen. Kommt aber gar die Leidenschaft mit in's Spiel, so sollte Jeder gleich davon abstehen, irgend wie, heimlich oder offen, eine Aenderung bewirken zu wollen. Eine Leidenschaft ist eben so wenig ein Fehler als eine Tugend. Zu beiden enthält sie nur die Keime. Rüttelt und schüttelt aber eine fremde Hand an dem glimmenden Baume, so lodert er auf in hellen Flammen, und dann läßt sich auch immer annehmen, daß die Nachtseite solchen Thuns sich von selbst herauskehren werde. Schweigen dagegen die Zuschauer, so findet die Kraft der Natur immer den sichersten Ausweg, der gefährliche Begleiter wird znm Lehrer, er bildet den Gefesselten, und welches Ende ihm auch bevorstehen mag, er wird es weder zu fürchten noch zu bereuen haben.

Was wir hier aussprechen, das hatte Byron schon oftmals in sich durchgelebt, sich heimlich gestanden

und wieder mit Sorgfalt verschleiert. Er fühlte sich gerettet, glücklich und grade in diesem Verhältniß vollkommen rein, wie es die Liebe immer ist. Deshalb verdroß ihn die Mißbilligung, die man ihm erst merken ließ, dann heimlich, endlich unverhohlen bekannte.

„Sie haben sich bisher so gut gehalten, so musterhaft betragen," sagte eines Abends Dame Benzoni zu ihm, indem sie ihn in ein entfernteres Zimmer führte. „Ich bitte Sie um Alles in der Welt, Mylord, lassen Sie ab von diesem beispiellosen Verhältniß! Ihr Leben steht auf dem Spiele, der Ruf der Gräfin ist befleckt für ewige Zeiten!"

„Bei meiner Seele, Madame," fuhr Byron auf „ich weiß nicht, wer von uns Beiden närrisch geworden ist! Ich soll mich früher musterhaft betragen haben und nun ein entsetzlicher Sünder sein! Sie könnten eben so gut einem Schornsteinfeger einreden wollen, daß er weiß, wie ein Müller sei."

„Bedenken Sie nur," versetzte die Gräfin, „daß Therese eine verheirathete Dame ist!"

„War Mariane denn unverheirathet? Oder Fornarina, oder die blonde, niedliche Giovanna? Und wie viele „Oder“ Sie sonst noch begehren.“

„Das waren Liebschaften,“ sagte Dame Benzoni.

„Und nun ich liebe, wirklich liebe, leidenschaftlich, ewig, mit der Beharrlichkeit eines ausbündigen Tugendmenschen liebe,“ rief Byron, „nun sollte ich ein Verbrecher sein? Madame, ich begreife Sie nicht, noch verstehe ich Ihre Sitten. Liebe ist eine Heiligung zweier Herzen; sie schließen und werden Ehen schließen, so lange die Sonne am Himmel steht und Eure Gesetze, Pfuschereien und Verordnungen werden das ewige Gute nicht schlecht machen. Ich bin ein Verehrer der Ehe, Madame, das weiß Gott und mein Schicksal, daß aber Ehe nothwendig sei zu keuscher, heiliger Liebe, und zwar zu einer Liebe, wie die Vernunft und die gesunde Moral sie gestatten, das versuchen Sie mir nicht einzureden. Lösen Sie das entehrende, sündhafte Band dieser unseligen Ehe, und Sie selbst sollen mich mit Therese zum Altare begleiten.“

„Die Ehe, mein Freund, ist ein Sacrament!“

„Ich wünschte diese Lagunen wären Weihwasser, so wollte ich“ —

„Sie sind aufgeregt, leidenschaftlich,“ fiel die Gräfin ein. „Nehmen Sie Alles einfach, wie es sich Ihnen darbietet. Therese wohnt bei Ihnen, sie begleitet Sie überall hin, Sie machen Gondelfahrten mit einander, kurz leben vertraut, wie Ehegatten. Das ist verpönt, mein Freund, und eine traurige Verletzung der noblen Gesetze des Cicisbeat's.“

„Ich frage nur, ob es die Gesetze des Herzens verletzt, und dies antwortet: nein! Soll ich denn zurückstürzen in den Schlamm, dem ich mühsam entkommen bin? Und gewiß und wahrhaftig, ich werde ein satanischer Mensch, wenn Ihre Herkommen mir Theresen rauben.“

„Es würde Ihnen nicht so viel üble Nachrede bringen, als Ihre Verbindung mit der Gräfin. Sie müssen wenigstens eine Aenderung eintreten lassen. Schicken Sie die Gräfin auf eins der Güter ihres Gatten, die Begleitung wird man Ihnen gern zugestehen.“

„Und das nennt man eine gesittete Welt!“ rief Byron aus. Er warf sich auf den Divan, sein Haupt sank auf die Brust, er schwieg lange. „Liebe Freundin, fuhr er ruhiger fort, „verkennen Sie mich nicht! Ihr Herz selbst muß Ihnen sagen, daß mein gegenwärtiges Leben nicht strafbar ist! Das unselige Band nur, das Therese mit dem Grafen verknüpft, gibt ihm einen Schein des Unrechts.“

Dame Benzoni zuckte die Achseln und ging unruhig durch's Zimmer. „O, daß wir uns doch immer selbst so geflissentlich verschlechtern!“ sprach Byron weiter. „Wäre es denn ein Wunder, wenn bitterer, unauslöschlicher Haß gegen die menschliche Gesellschaft uns erfüllte? Nicht einmal den Engel will man dem Gefallenen gönnen, wenn sich ihm einer zugesellt!“

„Lieber Freund,“ versetzte die Dame, „wir halten gar Vieles für gut und erlaubt, was doch, näher besehen, nur eine Verlockung zum Bösen ist. Eine verbotene Neigung erscheint uns wie ein Schmuck, wie ein goldener Ring. Wir tragen ihn länger und

långer, bis er uns drückt, und wenn wir ihn dann entfernen wollen, bemerken wir zu unserm Entsetzen, daß er mit unserm Fleisch verwachsen ist und keine Trennung ohne gänzliche Vernichtung mehr denkbar."

„Verbotene Neigungen gibt es nicht," versetzte Byron, „denn es neigt sich blos Verwandtes zu einander, und was Ihr Gleichniß betrifft, so erleidet es auf mich keine Anwendung."

„Es ist wirklich zu verwundern, wie ein so kluger Mann sich selbst so täuschen, so verkennen mag!"

„Wäre ich klug, Madame, so bedürfte ich nicht Ihrer gütigen Vorlesung. Ich hasse die klugen Menschen, denn sie allein sind schlecht. Umschanzt mich mit Barbaren und Halbwilden, und ich will sie sanft machen, wie Lämmer. Einem klugen Mann aber ist nicht beizukommen; er tyrannisirt Euch mit Lächeln und Complimenten und schmiedet mit jedem Wort einen neuen Sclavenring um Euch. Die Klugheit ist das verabscheuungswürdigste Laster, und wäre ich ein König, so sollte mir das Gezücht bald hoch genug erhoben werden!"

Die Gräfin hielt es nichts desto weniger für klug, jetzt zu schweigen und dem Dichter sich selbst zu überlassen. Er vermied nun die Gesellschaften, besuchte keine Theater mehr. La Mira, wo Therese waltete, war sein liebster Aufenthaltsort. Nur in der Nähe der Geliebten, der Liebenden, befand er sich wohl, da vergaß er die Welt mit ihrem Neid, ihren Schmähungen, ihren geachteten Scheintugenden. Vereint mit Theresen gab er seiner Tochter Allegra den ersten Unterricht, in dieser Beschäftigung gegen seine Art sanft und geduldig. Das liebende Weib kümmerte sich eben so wenig als Byron um das Urtheil der Welt, die es überhaupt nur aus der Vogelperspective kannte. Es vergingen Wochen im reinsten Glück, man glaubte sich für immer vereint.

Da traf plötzlich ein Brief von dem Grafen ein und zu Byron's Schrecken erfolgte jetzt der vernichtende Schlag, den Dame Benzoni ihm dunkel hatte ahnen lassen. Der Graf verlangte seine Gattin von unserm Freunde zurück, forderte gänzliche Trennung Beider von einander und Aufhebung jedes Brief-

wechsels. Unter Erfüllung dieser Bedingungen wollte er Theresen volle Freiheit über ihre Person gestatten und alles Vergangene vergessen.

Byron kämpfte lange mit sich selbst, er wußte nicht, ob er einwilligen, ob er gewaltsam einer Verbindung sich widersetzen sollte, die eine der edelsten Frauen für ihr ganzes Leben dem tiefsten Elende Preis geben mußte. Auch Therese war unschlüssig, keines Gedankens fähig. Sie liebte, und die Liebe der Frauen sieht immer nur auf das Nächste. Dies zu erlangen, dies ganz zu besitzen, ist ihr Streben, worüber sie das entsetzlichste Unglück vergessen können.

Der Graf ward jedoch immer dringender, auch Theresens Vater rieth zur Trennung, obwohl in bedauernden Ausdrücken. Beide hohe Familien wünschten öffentliches Aufsehen zu vermeiden, und so willigte denn endlich auch Byron in das Unabwendbare. Er war so muthlos und niedergeschlagen, daß ihm jetzt jeder Ausgang völlig gleichgültig erschien. Mit Therese nahm man ihm seine Seele, seinen Engel. Wo-

zu bedurfte er jetzt noch viel des Nachdenkens, was er nun anfangen solle?

Nach der leidenschaftlichsten Scene schied Therese von unserm Freunde. Byron selbst übergab sie ihrem greisen Gemahl; er sah sie erblassen, ohnmächtig in die Arme ihrer Dienerin sinken; dennoch besiegte er sein Herz und entfernte sich eiligst.

Gelübde jedoch, die ohne Mitwissen des Herzens blos mit dem Verstande gethan werden, pflegen in der Regel unerfüllt zu bleiben. Die Liebenden hatten versprochen, jede Correspondenz zu unterlassen, allein schon am fünften Tage erhielt Byron einige leidenschaftliche Zeilen von Theresen, die ihn mit neuen Hoffnungen erfüllten.

Müßig, trübselig verflossen ihm die Tage in Venedig. Er ging nicht aus, vermied die Menschen und unterhielt sich nur mit Fletcher. Daß ein solches Leben ihn aufreiben müsse, fühlte er, und so faßte er denn aus Verzweiflung über sich selbst und die Welt den Entschluß, in möglichst kurzer Zeit Italien, ja Europa zu verlassen, und nach Südamerika

zu Bolivar zu gehen, dessen Stern damals heitere Strahlen über das Meer herüber warf. Er wollte England besuchen und meldete nun in schnellen Briefen allen Bekannten seine Ankunft. Für seine Tochter Allegra war gesorgt. Sie ward nach italischer Sitte einem Kloster zur Erziehung übergeben, was um so vortheilhafter für das Kind war, als es Byron in der katholischen Religion erzogen wünschte.

So kam der Tag der Abreise näher und näher. Mit ihm wuchs die Unruhe unseres Freundes, der nun abermals nur eine neue Flucht antreten sollte. Jede Minute ward gewissenhaft zum Schreiben an Therese benutzt. Wie in Bologna durchstreifte er wieder alle Zimmer, die ihr Fuß betreten, wo sie geathmet, geliebt, gelitten hatte! Endlich erschien der festgesetzte Tag. Schon ist die Gondel mit seinen Habseligkeiten beladen, Koffer, Kisten, Todtes und Lebendes, an Bord gebracht. Nur Byron kann sich nicht trennen. Er läuft von Zimmer zn Zimmer, er tritt auf den Balkon. Unter ihm liegt die Stadt, der er flucht, die er segnet; denn dort in jener Ecke

die eben ein Sonnenstrahl vergoldet, klang zum ersten Male Theresens schöne Stimme in seine Seele. „Benedetto te e la terra, che ti fara!“ ruft er aus, ergreift die Mütze, zieht die Handschuhe an und schwingt sein kleines Stöckchen mit dem goldenen Knopf, das er zu tragen pflegte, indem er langsam die Treppe herunter steigt.

Die Bootsleute mahnen zur Abfahrt, Fletcher hängt sich mit bittender Angst an seinen Herrn. „Sind meine Waffen an Bord?“ fragt Byron.

„Um Gottes Barmherzigkeit,“ ruft Fletcher, „die haben wir vergessen!“

„So hole sie,“ befiehlt Byron. „In zehn Minuten muß Alles geordnet sein. Meine Waffen sind meine Nahrung. Ist nach Verlauf von zehn Minuten jede Kleinigkeit in Ordnung gebracht und tritt sonst kein unerwarteter Zufall ein, so will ich reisen.“

Fletcher beeilt sich, den Auftrag zu vollziehen. Byron folgt ihm, die Uhr in der Hand, tritt ihm in

den Weg, stößt ihn an, wie es scheint, absichtslos. Dennoch wird der treue Diener noch vor Ablauf der festgesetzten Zeit fertig. Da entsteht unter den Bootsleuten ein Gemurmel, Byron's Name wird genannt, Fletcher stürzt dem Lord mit einem Briefe in der Hand entgegen.

Er kommt aus Ravenna! Zitternd reißt unser Freund das Siegel ab, Graf Gamba meldet ihm, daß Therese unaussprechlich leide, daß man in der größten Besorgniß um sie schwebe und ihr Gatte selbst jetzt abermals den Dichter ersuche, auf das Eiligste nach Ravenna zu kommen.

„Ich bleibe!" schreit Byron fast wahnsinnig vor Freude, „und nun soll keine Macht der Erde mich wieder von Dir reißen, Du einzige Geliebte meines Herzens."

Seine Effecten werden wieder ausgeladen. Byron sitzt schon am Schreibtisch. „Ich hatte nicht Kraft gnug," schrieb er an Therese, „das Land, wo-

rin Du lebst, zu verlassen. Du selbst hast entschieden, und ich werde kommen und Alles thun und sein, was Du von mir verlangst. Mehr kann ich nicht sagen."

VII.

Byron als Carbonaro
und
Philhellene.

1.

In geringer Entfernung von der alten Stadt Ravenna breitet sich ein Piniengehölz aus, das dem Auge in der sonst völlig kahlen und reizlosen Gegend einen angenehmen Ruhepunct gewährt. Die Ravennaten sind stolz auf dieses Wäldchen und versäumen nie, den Fremden dahin zu geleiten oder ihn doch darauf aufmerksam zu machen. Denn in den Schatten jener Pinien pflegte Dante nach seiner Verbannung aus Florenz, und als er gastliche Aufnahme bei dem Beherrscher Ravenna's, Guido Novello da Polenta, gefunden hatte, täglich zu lustwandeln.

Seit undenklicher Zeit indeß war jener historisch interessante Ort nicht so häufig besucht worden, als

neuerdings. Mit dem Ende des Jahres 1819 traf nämlich eines Abends eine wunderliche Reiseequipage in Ravenna ein, die Aller Augen auf sich zog. Ein Wagen, so groß, daß er für ein Häuschen gelten konnte, von vier raschen, kräftigen Pferden gezogen, hielt vor dem Palaste des Grafen Guiccioli. Sechs bis sieben Bediente, die meisten von riesenhafter Größe, folgten gleich darauf, theils zu Pferde, theils auf mehreren Wagen, die außer mancherlei Geräthschaften noch eine Art Menagerie enthielten. Zwei Affen machten die possierlichsten Sprünge auf den Ueberdachungen, drei schöne Zibetkatzen knurrten die Neugierigen an, eben so viele Pfauen stolzirten mit ausgespreiteten Federn sehr anmuthig darauf herum, während zum großen Ergötzen der Jugend noch zwei ungeschlachte Bullenbeißer mit mehreren Hühnern in einem komischen Kriege begriffen waren.

Der Besitzer dieser mannichfachen Utensilien bezog den Palast des Grafen, und aufmerksame Beobachter sahen ihn schon am nächsten Tage nach der Pineta, wie man jenes Wäldchen nennt, reiten, es

nach allen Richtungen hin durchstreifen und fortan jeden Tag den gleichen Weg nehmen. Diese Vorliebe eines Fremden für den denkwürdigen Ort erweckte auch wieder bei verschiedenen Ravennaten eine Art von Interesse, und bald ward das stille Gehölz fleißig besucht, namentlich des Abends, wo Stadt, Land und das nahe Meer in schöner Beleuchtung erglühen.

Unser Freund Byron, dem Ravenna diese Wiederbelebung einer ehrwürdigen Erinnerung zu verdanken hatte, brachte Stunden lang unter den rauschenden Wipfeln jener Pinien zu, entweder mit Pistolenschießen beschäftigt, oder in dichterischem Träumen unter den schlanken Stämmen umherschreitend. Gewöhnlich begleitete ihn Fletcher oder sein ehemaliger Gondelier Tita, der aus Liebe zu Byron das Ruder von sich geworfen hatte, wiewohl er oftmals sein Mißvergnügen über den getroffenen Wechsel zu äußern pflegte. Damit verband sich meistentheils auch ein gewaltiges Lob Byron's, denn Tita unterließ nie in die betheuernden Worte auszubrechen:

„Mylord ist das beste Häuflein Staub, das je zusammengebacken wurde. Der Himmel weiß am besten, warum er ihn zum Lord und Poeten gemacht hat. Aber bei der heiligen Jungfrau Maria, er hat einen braven Gondelier damit beraubt!“ Oft auch ritt dem mildthätigen Lord der rüstige Graf Gamba zur Seite, und namentlich in später Abendzeit, wenn vom Meere herein und aus den sumpfigen Niederungen, feuchte, dünne Nebel über die Gegend strichen, schienen beide Männer unzertrennlich von einander.

An einem stillen Märzabende, als eben wieder ein silberner Nebelflor über das ganze Land aufwallte, ritten die beiden Freunde aus dem Pinienholz hervor und schlugen den Weg nach der Stadt ein. Eine Menge dunkler Gestalten sprengten nah und fern durch die Felder den zerstreut liegenden Ortschaften zu. Man hörte zuweilen einen Schuß, sah das Feuer blinken, und eine getroffene Möwe sank klagend mit sterbendem Flügelschlage zur Erde.

„Ein wilder, kräftiger Menschenschlag sind diese Bauern,“ sagte Byron zu seinem Begleiter, als ei-

ner mit der Flinte in der Hand nahe an ihm vorübergaloppirte. „Da sie aussehen, als wollten sie Jedermann über den Haufen rennen, so wundere ich mich nur, daß sie die vielen nächtlichen Citherspieler unter ihren Fenstern in Ruhe lassen; denn ohne alles Unheil mögen dergleichen Besuche doch nicht immer ablaufen."

„Die Italiener sind ein unachtsames Volk," versetzte der Graf, „aber dennoch tüchtig zu jeder bedeutenden That. Wenn man sie nur zusammenhalten könnte!"

„Dank sei ihrem gemeinsamen Stammvater!" rief Byron lachend. „Das tolle Blut des ungestümen Räubers mit ein wenig Wolfsmilch versetzt, treibt noch immer sein Wesen in ihnen. Und ich wollte es ihnen auch verdenken, wenn sie sich ruhig einhürden ließen, wie die zahmen Dummköpfe anderer Nationen."

„Wollte Gott, Sie sprächen die Wahrheit," erwiederte Graf Gamba, „so aber sind wir leider genugsam von unübersteiglichen Mauern umgeben, die

wir entweder nie oder nur in strenger Einigkeit ersteigen werden. Und der Druck ist wahrlich groß genug!"

„Warum schlagen Sie die Hunnen nicht vor den Kopf? Ich an Ihrer Stelle hätte schon längst die Geduld verloren, denn ich kann es Ihnen schwören bei allen christlichen, türkischen und heidnischen Gottheiten, daß ich außer den Engländern kein Volk mehr hasse, als die Hunnen. Es ist ein abscheuliches Gesindel."

„Wenn dies Ihre wahre Meinung ist, Mylord," versetzte Graf Ruggiero mit Wärme, „so möchte ich Ihnen Vorsicht anempfehlen. Wir leben im Kirchenstaate, und die Obmacht des Papstes dünkt mich zuweilen noch drückender als der Scepter Oestreichs."

„Mir spukt der Papst in allen Gliedern," sagte Byron, „obwohl ich den katholischen Cultus jedem andern vorziehe. Die Weiber wenigstens sollten allenthalben katholisch erzogen werden. Sie sind dann am sinnigsten, liebenswürdigsten, und ihre heimlich genährte Sinnlichkeit hat, von der wahren Andacht

niedergehalten, einen unnennbaren Zauber. Hat ein Mann jemals eine katholische Geliebte gehabt, so wird ihm jedes schönste Weib der ganzen übrigen Christenheit nüchtern und kalt erscheinen."

Der Graf mußte lächeln, im Herzen aber war er innigst erfreut über diese Aeußerungen Byron's, dem er Glauben zu schenken hinreichenden Grund hatte. Um indeß das Gespräch von dem Gegenstande abzulenken, worauf es unser Freund nach seiner Art sprungweise geführt hatte, lenkte er wieder ein, indem er sprach: „Es ist für jeden braven Italiener niederschlagend, an einem Orte, in einem Lande zu leben, wo so lange ein schöner Sinn für wahre Freiheit lebendig blieb, wo die edelsten, kühnsten Sänger der Freiheit aufstanden, und wenn auch kein ganz glückliches, doch ein im Allgemeinen beneidenswerthes Leben führten Wir Ravennaten vor Allen hätten wohl ein Recht uns zu rühren, da überall der ernste Schatten Dante's uns entgegen tritt, wir mögen nun die Natur verehren, oder in der Kirche, am Altar um glücklichere Zeiten flehen."



Byron gab seinem Pferde die Sporen, daß es im schnellsten Galopp der Stadt zusprengte. Der Graf konnte sich diese Flucht nicht erklären, rief ihm laut nach und suchte durch ein gleiches Manöver den Freund einzuholen. Es gelang ihm kurz vor dem Stadtthore. „Was fällt Ihnen ein, Mylord?" fragte Gamba.

„Ein prächtiger Gedanke," erwiederte Byron, „ich bitte Sie aber in Aller Narren Namen, die je ihre Verrücktheit mit eigener Feder an alle Welt verriethen, lassen Sie mich in Ruhe! Denn was mich alleweile beschäftigt, das kann gelegentlich eine vortreffliche Brandfackel abgeben, wenn man je deren einmal bedürfen sollte."

Kopfschüttelnd vernahm der Graf diese Worte, erfüllte aber den Wunsch des Lords und blieb zurück, mit seinen Plänen, seinen Gedanken ernst beschäftigt. Er wagte zu hoffen, ohne grade seinen Glauben zu verwetten, und als er in seinem Palast angekommen war, schrieb er schnell nur wenige Worte an mehrere höchst angesehene ablige Familienhäupter und über=

gab die Billets einem erprobten Diener zur schleunigsten Beförderung. —

Um dieselbe Zeit unterhielt sich die Gräfin Guiccioli angelegentlich mit einem jungen Manne, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Theresen zeigte. Das Gespräch mußte nicht die erfreulichsten Dinge berühren, denn Theresens Augen schwammen in Thränen, und ihr ohnehin etwas leidendes Aussehen ward durch die Aufregung noch gesteigert, in der sie sich offenbar befand. Nach einer längeren Pause unterbrach sie den eifrig sprechenden jungen Mann.

„Du kennst ihn nicht, Pietro," sagte sie, „und bist eben auch wie die Andern. Lieber Himmel, wenn ich doch nur wüßte, warum ich die einzige Frau in Italien sein soll, der kein Amico zur Seite geduldet wird! Und ich liebe ihn doch so unaussprechlich!"

Therese sah den vor ihr stehenden Bruder so schwärmerisch-bittend an, ihre schönen tiefblauen Augen glänzten vor Sehnsucht nach dem Geliebten, daß Pietro im Augenblicke nichts zu erwiedern wußte.

„Dein Freund ist ein zu wüster Gesell," sagte er endlich. Therese schüttelte ihre prachtvollen Locken und versetzte: „Du nennst ihn wüst, weil Du ihn nicht kennst, sein Wesen nicht beurtheilen kannst. Mein Freund hat viele und große Schwächen, aber wer ihm einmal in die Seele gesehen hat, die unverhüllt aus seinem Auge tritt, der allein versteht diesen außerordentlichen Menschen zu fassen. Und dann lebt er auch gar nicht so ausschweifend, wie ihn das Gerücht schildert. Seit ich ihn kenne, seit er in mir ein Herz gefunden hat, das ihn ganz versteht, kann sein Leben jedem Manne zum Muster aufgestellt werden. Er wird fromm, wie ein Kind, wenn ich ihn nur ansehe, seinen Zorn, der über alle Maßen schrecklich ist, erdrückt die leiseste Berührung meiner Hand, und schlage ich gar den Arm um ihn, drücke ich ihn an mein Herz, wechsele ich sanfte, liebevolle Worte mit ihm: dann ist er mehr als ein Mensch! Und mag mich die ganze Welt verdammen, mag ich nach dem Tode längere Zeit die Qualen des Fegefeuers erdulden müssen; ich will doch keine schöne

Stunde auf Erden verlieren, die mir die unaussprechlichsten Genüsse gewährt. Ich will und werde lieben, so lange ich athme, und werde nur Ihn lieben, der sicherlich ein gefallener Engel ist, aber einer, der sich an einen Stern gestoßen hat."

Sie nahm ein Buch auf und blätterte darin. Es war die Corinna der Frau von Staël. Pietro ging unruhig durch's Zimmer. „Wenn ich ihn nur erst kennen sollte," sprach der Italiener. „Ein Mann, der meine kluge, verständige Schwester so ganz mit seinen Liebesnetzen zu umstricken versteht, muß allerdings Vorzüge besitzen."

„Er weiß nur zu lieben," sagte Therese, recht schalkhaft lächelnd, „und das ist eine Tugend, die wir Frauen an Euch Männern jeder andern Eigenschaft vorziehen."

„Nun wahrhaftig," versetzte Pietro, „ich werde bald glauben müssen, daß ihr dann auch einen Verbrecher lieben könnt!"

„Wenn er's verdient, gewiß mit mehr Innigkeit, als einen soliden Tugendhelden! Was hat denn ein

armer, verstoßener Mann außer einem liebenden Frauenherzen zu hoffen? Ach, und wer Verbrechen begehen kann, der, lieber Bruder, hat auch Anlagen zu den edelmüthigsten Handlungen! Gib ihm nur Liebe, recht wahre, dauernde, aufopfernde Liebe, und Du hast ihn dem Himmel gewonnen!"

„O über Dich Schwärmerin!" rief Pietro. „Wie dankbar müssen wir den Gesetzen sein, die Euch nicht Theil nehmen lassen an der Staatsverwaltung. Statt der Todesurtheile und anderer Strafen gäbe es dann nur unaufhörliche Liebeserklärungen, und würde ja ein ausbündiger Sünder auf die Galeeren geschickt, so bändet ihr ihn blos mit Rosenketten an die Ruderbank fest, damit er ja bei Zeiten entfliehen und Euch in die geöffneten Arme fallen könnte."

„Nun das wäre so weit ganz hübsch," versetzte Therese, drehte das Buch um und hielt es dem Bruder vor die Augen. „Siehst Du," sprach sie, auf das letzte beschriebene Blatt zeigend, „das ist seine Hand! Und so, Bruder, so wie ich jetzt diese Buch-

staben küsse, will ich ihn noch hundert tausend Mal küssen und wo möglich ersticken! Dann kann doch kein anderes Weib mehr diese Seligkeit genießen."

„Die Worte sind nicht italienisch," sagte Pietro, „verstehst Du sie denn?"

„Ich verstehe jeden Schriftzug meines Freundes," erwiederte Therese, „und wenn es chaldäisch wäre! Das hier ist englisch; es ist die Sprache seiner Poesie, und grade, wenn er oft im Zorn sich vergißt und ihm aus tiefstem Herzen die wunderlichen Worte hervorsprudeln, grade dann liebe ich ihn am meisten! Dann könnte ich ihn tödten, damit er mir minder schön, minder herrlich und liebenswürdiger erschiene!"

„Du bist eine vollkommene Närrin geworden," sagte Pietro mit sichtlichem Verdruß und wollte das Zimmer verlassen. Ein Geräusch vor der Thür hielt ihn zurück, sie ward geöffnet, Byron trat ein, eine Rolle in der Hand. Therese flog ihm zärtlich entgegen und setzte den Freund über ihr seltsames Be=

tragen in Beisein eines Dritten nicht wenig in Erstaunen.

„Mein Bruder, Pietro,“ sprach sie, den ängstlichen Unmuth des Dichters bemerkend. „Er kommt so eben von Rom zurück, ist ein Verehrer der Kunst und Poesie, wie auch der Freiheit, um aber ein Mensch zu werden, bedarf er zuvor der Liebe, die ihn bis jetzt noch nicht berührt hat. — Se. Herrlichkeit, Lord Byron!“

Pietro war überrascht, verdutzt. Er wußte kaum, was er zu Byron sagen, wie er ihm entgegen treten sollte; denn bisher war der junge Graf mit Theresens Wahl nicht einverstanden gewesen. Die übertriebenen Gerüchte von Byrons unwürdiger Lebensweise, durch schadenfrohe Engländer verbreitet, die von dem menschenfeindlichen Lord kalt abgewiesen worden waren, hatten den Grafen gänzlich gegen den Freund seiner Schwester eingenommen. Nun aber fand er einen schönen, ihm freundlich entgegenkommenden Mann, der ihn mit eben so großer Zuvorkommenheit, als Theresen mit zarter Aufmerksam-

keit behandelte. Er fragte ihn mit Theilnahme und Lebendigkeit nach den römischen Zuständen, nach Shelley, von dem er wußte, daß er sich jetzt dort aufhielt, und bald rißen ihn der Gegenstand des Gespräches, die Bemerkungen des jungen Grafen, so ganz hin, daß sein Geist Funken zu sprühen schien, und die überraschendsten Gedanken in überströmender Fülle, wie Leuchtkugeln, um den erstaunten Italiener aufblitzten. Die lebhafte Theilnahme Byron's an der politischen Lage Italiens, sein heller Geist, seine hohe Freiheitsliebe, sein unverhohlener Tyrannenhaß: dies Alles sprach sich in kecken Worten so unzweideutig aus, daß Pietro auf der Stelle dem Geliebten seiner Schwester herzlich befreundet ward.

Diese Entdeckung war Niemand angenehmer, als Theresen. Lebhaft und heiter ergriff sie die Hand des Bruders und legte sie in die ihres Freundes. „So," sprach sie mit lachendem, frohen Muthe, „gib meinem edlen Freunde gleich die Hand, Du böser, lieber Trotzkopf, und bitte ihm alles Unrecht ab, das Du ihm in Gedanken zugefügt hast. Ihr müßt noch

die besten Freunde werden und eben so gern Einer für den Andern sterben wollen, wie ich es für Euch möchte."

„Schwester, Schwester!" versetzte Pietro, „das ist wieder recht wie ein Frauenzimmer gesprochen. Aufopfern könnt ihr Euch, das ist wahr, solltet Ihr aber für den Bruder sterben, wenn Euer bester Freund neben Euch stünde, so weiß ich doch nicht, ob Ihr nicht durch irgend eine glückliche List die schwere Aufgabe möchtet zu beseitigen suchen."

Therese schlug den Bruder mit ihrem Fächer auf den Mund, bis er schwieg. „Was haben Sie denn für Papiere in der Hand?" fragte sie den Lord.

„Eine alte, fast verjährte Schuld," erwiederte Byron. „Erinnern Sie sich noch des Abends im Garten zu Bologna, wo uns die freundlichsten Sterne in der Orangenlaube vereinigten? Wir hatten im Dante gelesen, und begeistert von den Worten des unsterblichen Sängers baten Sie mich, irgend etwas über den großen Mann zu schreiben.

Lange trug ich den lieben Befehl, der von so schönem Munde kommend, mir immer heiß, wie ein Kuß am Herzen lag, mit mir herum. Allein es fehlten mir Stimmung, Ruhe, überhaupt eine günstige Veranlassung, die vieles unklar in mir Zerstreute hätte gestalten können. Nun besuche ich aber, wie Sie wissen, täglich auf meinem Spazierritt die Pineta, wo Dante so oft gewandelt sein mag. Und jüngst war ich auch in der Kirche der Minoriten bei dem prachtvollen Denkmale, das ihm der dankbare, patriotisch gesinnte Venetianer, Bernardo Bembo, errichten ließ. Schon dort in dem schweigenden Grabmale entstanden bedeutende Gedanken in mir, und als ich nun heute mit Ihrem Vater wieder nach dem Pinienholz ritt und ein würdiges Gespräch die Lage Ihres Vaterlandes berührte, ergriff mich plötzlich eine Art Begeisterung. Ich eilte wie ein Toller Ihrem Vater voraus und schrieb den Anfang eines Gedichtes nieder, das ich „die Prophezeihung des Dante“ nennen werde und Ihnen hier zur Ansicht mitbringe. Könnte ich damit nur Ihre Landsleute

aufrufen und zu einer entscheidenden That hin-
drängen!"

Mehr liebkosend als dankend empfing Therese das
Manuscript, das Gespräch verlief sich ins Allgemei-
nere und Byron verließ in sehr heiterer Stimmung
die Geliebte, als ein leiser Wink ihm andeutete, daß
die Ankunft ihres verhaßten Gatten nahe bevorstehe.

2.

„Der Herr Peter oder Pietro scheint auch ein rech-
ter Hitzkopf zu sein," sprach Fletcher eines Tages zu
unserm Freunde, der eine Geldbüchse in der Hand
hielt und einzelne Bajocchi durch die schmale Oeff-
nung gleiten ließ. „Erst gestern galoppirte er wie
ein Rasender durch die Straßen und ritt zwei arme
Teufel über den Haufen. Da ist Gold! rief er den
Schreienden zu, kauft Euch neue Wämser! warf
ein Paar Goldstücke auf's Pflaster und fort ging's
noch toller als zuvor."

„Es war sehr toll von dem Grafen, ein Paar
zerlumpten Kerls Goldstücke zu geben," versetzte By-

ron. „Sonst machte ich auch ähnliche alberne Streiche, jetzt aber bin ich vernünftiger geworden. Man muß haushälterisch umgehen mit dem Gelde, sparen so viel als möglich! Denn ich versichere Dich, Fletcher, es geht kein Vergnügen über den Silber-klang gesammelten Geldes in einer Sparbüchse! Hör' einmal! Wie das klingt! Wie das auffordert zu einem soliden Leben!" Und lächelnd schüttelte er die halbvolle Büchse vor den Ohren seines Dieners.

„Wenn doch Ew. Herrlichkeit immer so gedacht hätten oder nur jetzt endlich consequent so denken wollten!" erwiederte Fletcher, die Liebkosungen des Affen, der an ihn heransprang, mit Mühe abwehrend. „Aber bei Ihnen kommt mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß die regelmäßige Vernunft nur ruckweise, sie findet keine bleibende Stätte. Was Sie heute ersparen, das werfen Sie doch morgen hundertfältig wieder irgend einem Schelme, der sich recht kläglich gebehrden kann, mit unverhohlener Rührung in den Schooß. Glauben Sie mir auf's Wort, Mylord,

Ihre jährlichen Gaben an die wirkliche und eingebildete Armuth betragen nahe an tausend Pfund!

„Desto sparsamer muß ich selbst leben," erwiederte Byron und warf sogleich noch einige kleine Münzen in die Büchse. „Wenn ich täglich so fortfahre, Geld zurückzulegen, so muß jährlich schon eine recht hübsche Summe zusammen kommen. Wahrhaftig, es geht nichts über ein sparsames Leben! Wenn die Gold- und Silberrollen anwachsen, sich mehr und mehr aufschichten, wenn man seinen Reichthum, die klingenden Früchte eines wohl angewandten Lebens, täglich in der Hand wiegen, mit frohlockendem Auge mustern kann: dann weiß man doch, was man gethan, weshalb man gelebt hat! Schimpfe mir keiner mehr den Geiz! Was man auch dagegen sagen mag, es zeigt sich in ihm doch nur die Poesie des Besitzes in höchster Vollendung. Nicht, damit ich verdiene, beute ich die Stunden unter Mühen und Beschwerden aus, sondern, daß ich habe, und in Stunden der Ruhe mich an dem Erworbenen still erfreue!"

Fletcher schüttelte bedenklich den Kopf, Byron verschloß seinen Schatz, ergriff den Affen und putzte und kämmte das Thier mit größter Sorgfalt.

„Mit dem Beest, Mylord, geben Sie sich auch recht unnöthig viel Mühe," sprach Fletcher, „das Thier bleibt doch in alle Ewigkeit uncultivirt, grade wie die Italiener."

„Wie!" rief Byron und stieß den Affen von sich. „Die Italiener nennst Du uncultivirt? Sie, die das gebildetste, begabteste Volk der Welt sind?"

„Ach, Mylord, Sie kennen nur große Herrschaften und die Frauenzimmer," versetzte Fletcher, „und diesen hängt sich freilich immer ein bischen Bildung an; wenn Sie aber, wie ich, mit dem Pöbel hätten handgemein werden müssen, dann würden Sie eine ganz andere Meinung von diesem italienischen Gesindel hegen! Haben Sie schon einmal auf die meuchelmörderischen Physiognomien geachtet?" fuhr er besorgter, schüchtern um sich blickend fort. „In dem Auge eines einzigen solchen Kerls blinken ein Dutzend Dolche. Und wenn man des Nachts einmal aus-

geht, so läuft das Gesindel vermummt durch die Straßen, schleicht sich in die Häuser, steigt durch die Fenster ein, und ich mag nicht wissen, was da Alles für Dinge verübt werden!"

Byron war aufmerksam geworden. Er fragte: „Hast Du das wirklich gesehen, William?"

„Leider, leider!" rief dieser aus, der froh war, seinem geängstigten Herzen einmal Luft machen zu können. „Und noch vielmehr dazu! Aber ich werde mich wohl hüten, davon zu sprechen."

„Mir kannst Du es immerhin sagen, ehrlicher William."

„Ja, das bin ich! Ehrlich dürfen Sie mich nennen, Mylord! Und Ew. Herrlichkeit mögen nun auch thun, was Sie wollen, heraus muß es! Dafür bin ich Ihr treuer Kammerdiener gewesen so viele Jahre; deshalb hab' ich mich Ihrem Dienst geweiht mit Leib und Leben!"

„Um des Himmels willen, was ist denn vorgefallen?" fragte Byron mit Heftigkeit.

„Ich glaube, Mylord," fuhr Fletcher fort, „es soll hier bald eine Teufelei geben. Alle Abende, die Gott werden läßt, schleichen sich viele Vermummte um alle Straßenecken — ich kann's von meinem Schlafzimmer aus ganz deutlich sehen — und wenn mich nicht Alles trügt, so verschwinden die meisten dieser zweideutigen Gestalten im Palast des Grafen Gamba. Mylord, Sie stehen in einem freundschaftlichen Verhältniß mit dieser Familie, Sie sind freigebig gegen die Armen, Sie haben es kein Hehl, daß Sie die Tyrannen hassen, daß Sie Alles opfern würden, könnten Sie einen bessern Zustand für alle Bedrückten herbeiführen: glauben Sie denn nicht, mein bester Herr, daß diese zweideutigen Italiener nur deßhalb Ihre Hieherkunft gewünscht haben, um Ihnen Ihr Vermögen abzuschwatzen? Die Gräfin — Mylord verzeihen mir — die Gräfin gibt nur den Vorwand ab, den reizenden, festhaltenden Köder." —

Fletcher heftete sein Auge fest auf Byron, sprang aber sogleich mehrere Schritte schüchtern, zitternd zurück. Die Blicke unseres Freundes sprühten Flam-

men, sein ganzes Gesicht war verzogen. Es vergingen einige angstvolle Secunden, dann griff Byron mit beiden Händen in seine Locken und raufte sie mit solcher Gewalt, daß ein ganzes Büschel schwarzgrauer Haare darin zurückblieb. Nun ward er sanfter, die Brust arbeitete schwer, ein schmerzliches Lächeln spielte um seinen Mund. „Fort!“ rief er dem erschrockenen Diener mit dumpfer Stimme zu, und Fletcher, Gott dankend, daß der von ihm erregte Wuthanfall so glücklich vorübergegangen, versäumte nicht, dem Befehle schleunigst zu gehorchen.

Nun ging Byron mit raschen Schritten durch sein Zimmer. Er rief sich alles jüngst Vergangene zurück, ließ es prüfend an seinem Gedächtniß vorübergleiten. An Theresens Liebe konnte, durfte er nicht zweifeln. Sie war jedenfalls schuldlos, wenn überhaupt planvolle Heimlichkeiten ihn getäuscht hatten. Und bei sorgfältigerer Prüfung mußte er sich sogar gestehen, daß seine neuen Freunde nicht eben ungerecht handelten, wenn sie darauf bedacht

sein sollten, seine Mittel, in so fern er es gestatte, ihren Zwecken gemäß zu verwenden.

Längst schon hatte er vermuthet, daß irgend etwas im Werke sein müsse. Der alte Graf Ruggiero war schon geraume Zeit sehr in sich gekehrt, gegen ihn aber äußerst zuvorkommend, herzlich, ja offen. Graf Pietro hatte ihm seine ganze Freundschaft zugewendet, wußte ihn im Gespräch stets auf politische Gegenstände zu bringen, stimmte ihm bei, wenn er mit Ingrimm und lautem Zorn die Tyrannei verfluchte. Auch war er es, der ihm jederzeit zuerst die neuesten Nachrichten aus Spanien und Frankreich mittheilte, wo neuerdings unruhige Bewegungen auf eine mögliche Umkehrung der politischen Verhältnisse schließen ließen. In Italien selbst fehlte es ebenfalls nicht an Zündstoff, die bedenklichsten Nachrichten brachte jede Post aus Neapel. Und da er oft genug unverhohlen geäußert hatte, daß er für die Freiheit eines jeden Volkes mit freudiger Bereitwilligkeit Vermögen und Leben gern opfern würde, so durfte

er sich zuletzt nur geehrt fühlen, wenn Fremde ein so hohes Vertrauen in seine Person setzten.

Nun war Graf Pietro neuerdings durch die „Prophezeihung des Dante," die er dem Freunde frei ins Italienische übertragen hatte, vollständig für ihn begeistert worden. Konnte er es daher den Freunden der Freiheit verdenken, wenn sie jetzt mit auf ihn zählten, seine Mitwirkung erwarteten? —

Während Byron das Alles bei sich bedachte, war es Abend geworden. Schnell brach die Dämmerung über die Stadt herein, die Straßen wurden finster, obwohl ein eilendes Leben sich lärmend darin fortbewegte. Er saß längere Zeit am geöffneten Fenster, das Aufblitzen der Sterne am Himmel beobachtend. Eben wollte er Theresen besuchen, als Tita in's Zimmer trat und ihm meldete, daß ein Fremder, dessen Gestalt in einen langen Mantel, dessen Gesicht von einer Maske verhüllt sei, ihn zu sprechen begehre.

Byron erschrak, befahl aber entschlossen, den Fremden sogleich hereinzuführen. Tita entfernte sich,

Byron griff schnell nach seinen Pistolen und blieb nachlässig am Fenster stehen.

Der Fremde trat ein. „Benedetto te e la terra, che ti fara!“ grüßte ihn eine wohlklingende, männliche Stimme. Zugleich fiel die Maske und Byron sah, nicht ohne einiges Erstaunen, in das sprechende Gesicht des Grafen Pietro.

„Dieser glückverheißende Gruß von diesem Munde,“ sprach der Dichter, „bedarf keiner Abwehr durch Mordwaffen.“ Er legte die Pistolen bei Seite und hieß Pietro niedersitzen. „Sie sind mir wie immer willkommen,“ fuhr er fort, „dennoch bin ich verwundert über die Verhüllung, in der Sie mich heute besuchen. Und so gern ich den Gruß vernehme, der meinem Leben eine neue Wendung gab, so sehr muß ich besorgen, daß er diesmal nicht ohne eine finstere Hindeutung auf die Zukunft mir zugerufen wurde! Was bringen Sie mir, Gamba?“

„Wollen Sie mir ein eben so großes Vertrauen schenken, als ich in Sie setze,“ erwiederte der Italiener, „so folgen Sie mir ohne weitere Frage; in

wenig Minuten sollen Sie von Allem Kenntniß haben."

„Sind Waffen nöthig?" fragte Byron.

„Für jetzt noch nicht. Unter uns ist Friede."

Byron war schnell wie Pietro vermummt. Er folgte dem Freunde durch eine Hinterthür in den Garten des Palastes, ein Pförtchen brachte sie in's Freie, und bald erreichten sie ohne zu sprechen auf einem kleinem Umwege den Palast des Grafen Ruggiero Gamba.

In einem geräumigen Zimmer, dessen Fenster dicht verhangen waren, traf Byron eine große Anzahl edler, kühner Italiener. Es bedurfte nur eines Wortes, um ihm bei jedem Einzelnen die herzlichste Aufnahme zu bereiten. Nach vorhergegangener Begrüßung übernahm es Theresens Vater, dem erstaunten Dichter Zweck und Bedeutung dieser geheimen Zusammenkunft auseinander zu setzen. „Ihre Gesinnungen," sprach der Graf, „lassen uns hoffen, daß Sie ein thätiges Mitglied unserer Gesellschaft zu werden sich entschlossen zeigen. Was Sie bereits als Privatmann, als Fremder für unser Volk und Land

gethan haben, ist Jedem der hier Anwesenden vollkommen bekannt; welche weit bedeutsamere Wirksamkeit aber Ihr nie ruhender Geist durch Wort und Schrift unter uns gewonnen, das läßt sich in der Kürze nicht aussprechen. Wir Alle fühlen es und danken Ihnen dafür, und wenn es irgend in unserer Macht stände, Ihnen, Mylord, einen Beweis unserer Erkenntlichkeit dafür zu geben; so könnten wir diese nur durch die Aufforderung an den Tag legen, die ich hiermit im Namen der hier Versammelten an Sie ergehen lasse: werden Sie ein Mitglied unserer Verbindung."

„Wir nennen uns Köhler," sprach Gamba weiter, „weil wir durch den Zustand unseres bedrückten Vaterlandes genöthigt sind, wie Köhler nur des Nachts zu wirken und zu schaffen. Die Kohle ist unser Symbol, eine Kohle unser Erkennungszeichen! Und wie die Kohle, leicht entzündbar, eine intensive Gluth weit um sich her verbreitet, wenn sie einmal in Brand gerathen ist, so hoffen wir ganz Italien in eine Gluth zu versetzen, die mit verzehrender Lohe über die in-

nern und äußern Feinde zusammenschlagen und sie gänzlich vertilgen soll! Bald — wir denken es — ist die Zeit erschienen, wo die Kohle sich entzünden darf. In Spanien glimmt die Lunte des Aufruhrs, in dem benachbarten Frankreich ruft das Volk laut und mürrisch nach einer neuen Gestaltung der Dinge. Piemont ist unruhig, die Brüder zu Neapel halten bereits ihre Fackel in's Feuer. Auch in Deutschland hat sich Zündstoff in Menge angehäuft. Der Name „Sand" ist Niemand unbekannt. Nur die Machthaber sind gegen uns. Ohne ihr eifersüchtiges Herrschen wäre die ganze Welt für und mit uns; denn Köhler sind Alle, die aus dem Volke entflammt zum Volke sich zählen. Darum viva gli Carbonari!"

Byron war entzückt, überrascht, hingerissen. Hatten seine Freunde beabsichtigt, ihn um jeden Preis für sich zu gewinnen, so war der gewählte Weg unstreitig der glücklichste. Sie hatten seiner Eitelkeit auf die edelste Art geschmeichelt; sie hatten ihm unbedingtes Vertrauen gezeigt und das seinige dadurch ohne Rückhalt gewonnen. Er sah sich geehrt, von

einem fremden Volke für ein bedeutendes Unternehmen fast an die Spitze berufen. Es galt außerdem Krieg der Willkür, eine Wiederbelebung Italiens war Wunsch und Ziel der Köhler, und er hätte feig sein oder seine ganze Natur verläugnen müssen, wenn er nicht mit jubelnder Entschlossenheit augenblicklich sich und sein Vermögen dem großen Zwecke hätte opfern wollen.

Mit wenigen Worten sprach er dies jetzt gegen die Versammelten aus, worauf ihm die geheimen Zeichen gegeben und er in den zweithöchsten Grad der Verbündeten aufgenommen wurde.

Zufrieden mit sich und einigermaßen mit so Manchem ausgesöhnt, was in naher und ferner Vergangenheit oft quälend auf seinem Gemüth lastete, trat er mit Pietro den Rückweg an. Er durfte nun ja hoffen, seinen frühesten Jugendwunsch in Erfüllung gehen, sich als einen der Freiheitshelden des neuen Jahrhunderts glänzen, seinen Namen, sein alt-ehrwürdiges Wappenschild von dem Doppelreis des Lorbeer- und Eichenlaubes umrankt zu sehen. —

3.

Ein schöner Traum ging über das Herz Thereſens und zauberte auf ihr reizendes, halb in die seidenen Kissen versunkenes, Gesicht ein glückliches Lächeln. Die Lippen bewegten, spalteten sich und hauchten einen theuren Namen leis, aber belebend, in die stille Luft.

Das Morgenroth lief farbig über die verhüllten Fenster, die Flamme in der alabasternen Schale, die von dem Gott der Liebe schwebend über das Lager der Gräfin gehalten wurde, flackerte mit erbleichendem Glanz in dem friedlichen Schlafgemache. Da erscholl ein lauter, gellender Schrei auf der Straße und klang schrillend fort in den bebenden Fensterscheiben. Therese fuhr jäh empor aus ihrem entzückenden Traum, ihr schönes Haar hatte sich aufgelöst und umfloß sie in glänzenden Ringeln, gleich einem verhüllenden Schleier. Draußen wiederholte sich das Geschrei, der Lärm wuchs, bald hörte man ein immer lauter werdendes Getümmel. Therese lauschte

furchtsam den ungewohnten Klängen, bis eine ihrer Dienerinnen mit entstellten Zügen eintrat und durch ihre unzusammenhängenden Ausrufungen des Schreckens die Gräfin eben so beunruhigte, als zu schneller Fassung veranlaßte. Sie verließ das Lager, eilte ans Fenster und schlug die seidenen Vorhänge hastig zurück. Viele Menschen, meist aus der niedrigsten Volksklasse, standen lebhaft gestikulirend an den verschiedenen Straßenecken. Aus ihren Mienen sprach die größte Aufregung, Einzelne schrieen laut auf, Andere zogen ihre versteckten Dolche und fochten mit den gefährlichen Waffen auf höchst bedenkliche Weise in der Luft herum.

Therese bemühte sich vergebens, den Grund dieser allgemeinen Bewegung zu erfahren. Die Zofe wußte nichts und war ohnehin so erschrocken, daß sie sich zitternd an ihre Gebieterin schmiegte. Endlich ward der bärtige Tita vor den Stufen des Palastes sichtbar, ein Paar andere Bediente Byron's folgten, drängten sich durch die versammelten Haufen und kehrten mit freudefunkelnden Augen nach einiger Zeit

wieder zurück. Die Gräfin winkte den treu ergebenen Menschen und forschte nach der Ursache des Lärmens.

„Ach, Signora,“ sprach Tita, „der Vesuv ist in Brand gerathen und da sind den Ravennaten ein Paar glühende Steine auf die Köpfe gefallen. Der Schmerz darüber hat sie munter gemacht und wird sie so lange schreien lassen, bis auch der brennende Lavastrom sich der Stadt näherwälzt und Alles in Brand setzt.“

Unruhig über diese ihr nur halb verständlichen Worte trat die Gräfin wieder zurück in ihr Zimmer. Ihre Besorgniß wuchs, als sich der Graf Guiccioli zu so ungewohnter Stunde bei ihr anmelden ließ. Sein Aussehen weissagte nichts Gutes, er war mißmuthig, finster, abstoßend, gefühllos.

„Haben Sie den Lärm gehört, Madame?“ redete er mit scharfer, kreischender Stimme seine Gattin an. „Diesen Auflauf verdanken wir Ihrem so leidenschaftlich protegirten Lord.“

„Lord Byron? Wo denken Sie hin, Graf Guic-

cioli! Wie kann Lord Byron die Ravennaten zu einem Aufstande bewegen?"

„Englisches Gold vermag Alles, Madame! Guineen reden in allen Sprachen, verführen aller Orten Gute und Böse, stören den Frieden im Hause und Staate. Pah! darum sind mir alle Engländer unangenehm."

„Sie werden ungerecht, Graf," fiel Therese ein. „Bedenken Sie, daß Sie der sorgsamen Pflege des edelmüthigen Lord Byron meine Wiederherstellung verdanken."

„Wahrhaftig, Madame? Nun freilich, dafür sind wir ihm großen Dank schuldig!" — Er ging mit schwankenden Schritten durch das Zimmer und trat ans Fenster. „Verdammte Canaille!" murmelte er durch die Zähne, „man wird dich schon noch zeitig genug wieder an die Kette legen. — Warum empfangen Sie jetzt so selten des Abends Besuche von unserm Gaste?"

„Lord Byron ist beschäftigt," erwiederte die Gräfin.

„Ist er? Ja, ja, er ist sehr beschäftigt, sehr! Wissen Sie, Madame, was er treibt, was er anstiftet?"

„Sie wissen recht wohl, mein Gemahl, daß ich nie das Talent besessen habe, inquisitorische Fragen an irgend Jemand zu thun, am wenigsten an Personen, die meinem Herzen theuer sind."

„Theuer sind? Ja, theuer, sehr theuer! — Ich aber weiß es, Madame," fuhr der Graf fort, „Lord Byron zettelt Verschwörungen an, hält Reden, haranguirt den Pöbel! Er ist ein Revolutionär, Ihr Lord, und dieser Gassenscandal da unten ist sein Werk, ja, sein Werk."

„Wenn mein großmüthiger Beschützer revolutionirt," versetzte Therese, „so ist der Zweck gewiß sehr edel, nnd mich dünkt, Sie sollten sich des guten Erfolges freuen."

„Madame sind also auch mit im Complott? Es wäre nicht zu verwundern, da Sie des alten Gamba Tochter sind."

„Mein Vater ist noch ein sehr rüstiger Mann,"

sagte etwas piquirt die Gräfin; „was aber das Complott anlangt, so bekenne ich mich nur bei solchen zu lebhafter Theilnahme, wo das Herz mit sprechen darf. Hat jedoch Lord Byron, wie ich es hoffe, wirklich Theil an diesem Volksjubel, dann mögen Sie sich jedenfalls auf einen Abfall von Ihren Meinungen gefaßt machen, wenn sie denen des Lords und aller edlen Italiener entgegengesetzt bleiben."

Betroffen von dieser Aeußerung wußte Graf Guiccioli nicht augenblicklich etwas Schickliches zu erwiedern, nur schien sie seine Muthmaßungen mehr als alles Frühere zu bestätigen. Seinen Unmuth noch zu vergrößern, und dem Gefühle, das in seinem Herzen die gewaltsameren Regungen der Eifersucht ersetzte, angehäuften Giftstoff zuzuführen, trat jetzt der Gegenstand des Gespräches unerwartet, unangemeldet ein. Byron war so aufgeregt, daß er die Anwesenheit des Grafen nicht sogleich bemerkte. Freudige Hoffnung leuchtete auf seiner Stirn, Begeisterung glänzte im blitzenden Auge. Er eilte auf Theresen zu, umfing die ungern Widerstrebende mit

nervigem Arm und würde sie stürmisch an seine Brust gedrückt haben, wäre ihm die geängstigte Gräfin nicht durch eine schnelle Bemerkung zuvorgekommen.

„Sie kommen ja wie gerufen, lieber Byron," sprach sie mit möglichster Unbefangenheit. „Schnell, beeilen Sie sich, meinen Gemahl von der Nothwendigkeit dessen zu überzeugen, was so eben in Italien geschehen will." Und ehe Byron Zeit hatte, durch unzeitiges Staunen sich noch mehr zu verrathen, ergriff die vorsichtige Frau seine Hand, bat ihn durch einen Druck, sich zu zähmen und führte ihn dem noch immer verdutzten Grafen zu.

Beide grüßten sich durch eine steife, kalte Verbeugung. „Wahrscheinlich" sprach unser Freund, „sind Ihnen die Nachrichten aus Neapel noch unbekannt, und daher Ihre Bestürzung, Ihr Unmuth, der in der Besorgniß, Ihr rechtmäßiges Eigenthum möge gefährdet sein, eine hinreichende Erklärung findet. Erfahren Sie also, daß Neapel gänzlich aufgestanden, daß Blut geflossen ist und allen Anzeichen zufolge die Freiheit einen glänzenden Triumphzug

durch ganz Italien halten wird. Die Vorboten des großen Völkerfestes sind bereits gestern Abend in Ravenna angekommen, und dies hat zur Folge gehabt, daß die Göttin der Freiheit, der Oeffentlichkeit hold, noch im Laufe der Nacht ihre Visitenkarten an den Straßenecken angeschlagen. Kommen Sie, kommen Sie, bester Graf! Das lustige Kind ist noch immer bei gutem Humor. Sehen Sie dort an jenem Eckhause den nagelneuen, verständlichen Gruß an die treuen Ravennaten? „Nieder mit dem Papste!“ — „Zu den Waffen!“ — Auf zur Freiheit!“ — Vivat die Republik!“ — „Tod dem Papste und den Pfaffen!“ So heißen die verschiedenen Variationen, in welche das einfache Wort „Freiheit“ sich von Neapel bis hieher vervielfältigt hat. Ueberall gab sie andere Lettern aus, und da die freundliche Dirne es von jeher mit dem Volke gehalten, so war sie nicht spröde. Sie rief, wie es Ort und Umstände erheischten, ohne doch je ihrer Gesinnung untreu zu werden. Aber was seh' ich? Bewundern Sie doch die vortreffliche Laune des niedlichen Schalkes! Hier an Ihren ei-

genen Palast hat sie ein zierliches Kärtchen gesteckt, das „Herunter mit dem Adel!“ lautet. Das nenn' ich doch liebenswürdig keck, obwohl ich es überflüssig und malitiös finde, denn was das Heruntersein anbelangt, so ist der italienische Adel damit bereits hinlänglich bekannt. Meinen Sie nicht, Graf Guiccioli?“

Der schwärmerisch ausgelassene Byron nahm seine Lieblingskatze, die ihm nachgelaufen war, auf den Arm, liebkoste sie und drohte Theresen, das schmucke Thier ihr zuzuwerfen. Der Graf fand vor Aerger und Ingrimm keine Worte, nur ein unverständliches Murmeln drängte sich über die Lippen und verstummte in einigen grauenvollen Flüchen. Auf den Straßen entstand auf's neue ein heftiger Lärm, in den sich Stockschläge, Geheul und Schmerzenstöne mischten. Byron trat wieder an's Fenster.

„Bei der Esse Vulkan's,“ rief er mit zurückgehaltenem Lachen, „meine Kerls sind schon mit den Päpstlern an einander gerathen! Holla, Tita, Moretto, Battista, laßt Euch nicht werfen! Schlagt die Lümmel zusammen, daß sie denken, der heilige Ja-

nuarius habe einen Blutsturz gekriegt! Ich stehe für Alles, und wären es selbst ein Paar zusammengeschnürte Gurgeln."

Es ist nothwendig, unsern Lesern die Veranlassung der entstandenen Prügelei jetzt mitzutheilen. Tita, immer vorwitzig, kampflustig und händelsüchtig, hatte schon längst den päpstlichen Carabiniers eine Lection zu geben gewünscht. Es fehlte bisher nur an einer schicklichen Gelegenheit, die sich nun plötzlich zur erwünschten Stunde fand. Sobald nämlich die revolutionären Anschläge bekannt geworden, sendete die Polizei Bewaffnete aus, um die frevelhaften Aufrufungen zu vernichten. Byron's Diener, deren Livreen zufällig den Uniformen der Carabiniere sehr ähnelten, wollten eben einen jener Anschläge lesen, als der Soldat die Hand zu dessen Vernichtung erhob. Tita widersetzte sich, es fielen Schimpf- und Drohworte, die Päpstler wollten Hand an die Livreen legen, und so begann augenblicklich eine Schlägerei, wobei die Carabiniere den

Kürzern zogen; da alles Volk auf Seiten der Byron'schen Leute war.

Zwar wurden die Diener bis an den Palast des Grafen verfolgt, allein die blinkenden Dolche der erhitzten Italiener verhinderten jede neue Thätlichkeit, bis endlich ein Abgeordneter der Behörde auftrat und laut gegen Byron Beschwerde führte, weil er sich unterstanden habe, seine Leute in Livreen zu stecken, die aussähen, als seien sie eine Parodie auf die Röcke der Päpstler.

Das war aber gerade ein Thema, das unsern übermüthigen Freund über die Maßen in Harnisch brachte. Unverweilt rief er dem Abgeordneten aus dem Fenster des Palastes zu: „Was die Uniform meiner Leute betrifft, so wißt, daß ich an dieser nicht eine Naht ändern lasse, denn diese Farben sind in meiner Familie einheimisch schon seit dem Jahre 1066, und das ist ein ganz respectables Alter. Sollte trotz dem irgend Jemand es wagen, einem meiner Diener auch nur ein Haar zu krümmen, so stehe ich für nichts. Denn ich sag's Euch als ein ehrlicher

Altengländer hiermit voraus, daß ich von Stund' an meine bärbeißigen Kerls bewaffnen werde, damit sie sich im Fall der Noth ihrer Haut wehren können."

Kaum hatte Byron ausgeredet, als ein jubelndes Viva! von Seiten des versammelten Volkes erscholl. Es ward um die Diener des Lords ein dichter Kreis geschlossen, und die Carabiniere mußten unter erhobenen Fäusten, gezückten Dolchen, gespannten Pistolen und wieherndem Hohngelächter schimpflich abziehen. —

Biedere Offenherzigkeit hat zwar Jedermann gern, nur versteht man sie selten zu achten und noch weniger nach Verdienst zu lohnen. Eine schmerzliche Erfahrung dieser Art mußte bald genug unser lebhafter Freund machen, der allerdings durch frühere Lebensbegegnisse die Unduldsamkeit der Gesinnungen Anderer hinlänglich hätte kennen sollen, um sie fernerhin nicht anzugreifen und durch rücksichtsloses Aussprechen der eigensten Herzensmeinung herauszufordern. Daß Graf Guiccioli seinen politischen Ansichten feindlich gegenüberstand, war ihm nicht verborgen geblie-

ben, seinen Widerwillen gegen allen Liberalismus ließ er oft genug blicken, und wenn Byron sich dadurch mehr als Andere belästigt, gereizt fand, so lag der Grund nahe genug in dem vertrauten Verhältnisse, das ihn an die jugendliche Gräfin fesselte. Dem liebenden Dichter aber gewährte es ein unaussprechliches Vergnügen, wenn ihm die Gelegenheit recht unerwartet einen Stachel heimlich in die Hand drückte, mit dem er den verhaßten Gatten der angebeteten Therese verwunden, ja bis zur ohnmächtigen Wuth reizen konnte. Denn das Gelüst der Schadenfreude ist mit leidenschaftlichen Menschen weit inniger verwoben, als mit ruhigen Naturen, nur zeigt es sich harmlos und mehr als Scherz, denn als geflissentlich ätzende Malice.

In ähnlicher Weise verliefen auch die Angriffe Byron's auf den alten Grafen, dessen Opposition, dessen ganze Sinnesweise ihm nur langweilig war, nie eigentlich verletzte. Er wunderte sich deshalb, als er nach der aus dem Stegreif gehaltenen Rede den Grafen nicht mehr im Zimmer traf, das verstörte

Aussehen Theresens beunruhigte, erschreckte ihn dagegen.

„Was ist denn geschehen, theure Geliebte?" wandte er sich mit Theilnahme an die Gräfin. „Hat Dich der Lärm erschreckt oder sind meine ungewählten Redensarten Dir widerlich geworden? Dann wisse, reizende Piccinina, daß mich allemal ein Barthaar Kain's kitzelt, so oft ich einen päpstlichen Lanzenknecht sehe."

„Mein Gemahl!" bedeutete leis flüsternd und furchtsam um sich blickend die Gräfin. „Hättest Du seinen Blick gesehen, Byron, sein Mienenspiel beobachtet, Du würdest zittern, wie ich!"

„Nie, nie, geliebte Seele!" rief Byron lachend und drückte die weichen Haare Theresens an seine Lippen. „Ich fürchte keinen Apollo, keinen Herkules, wie magst Du glauben, daß mir ein gebrechlicher Greis nur zwei Minuten besorglich werden könne?"

„O Du kennst meine Landsleute nicht, wenn man den Fanatismus in ihnen weckt!"

„Sei unbesorgt. Ihr letztes Mittel ist immer nur ein bezahlter Dolch! Und ein Bösewicht, liebes Herz, ist stets auch feig! Solchen Fährnissen weiß ich auszuweichen.“

Die Gräfin machte noch mancherlei triftige Einwendungen, endlich aber beruhigten sie die Zärtlichkeiten und Liebkosungen des theuren Mannes, und im steigenden Rausch des Glückes zerrann jeder Schatten der Angst. Denn bei Frauen ist es immer der Sonnenblitz eines liebenden Auges, der an die dunkle Wand eines drohenden Wetters den flammenden Irisbogen der Freude, der Hoffnung, der Versöhnung lehnt.

4.

Bei dem Gouverneur von Ravenna, Marchese Ramiro, war eine der zahlreichsten Abendgesellschaften versammelt. Der ganze Adel Ravenna's war eingeladen, die politischen Feinde drängten sich unerkannt rachedürstend durch und neben einander fort. Geschmückte Frauen, strahlend von Schönheit und

Anmuth durchstreiften, wie die italische Sitte dies heischt, am Arm ihres cavalier' servente die Reihen der Bewunderer und Neider, unbekümmert um die finstern Stirnen der Gatten, die der einmal angenommenen Gewohnheit nicht steuern konnten.

Auch Byron fehlte nicht, und noch bei keiner ähnlichen Gelegenheit, selbst nicht in dem sittlich lockerer denkenden Venedig, hatte die Gräfin Guiccioli, die schönste und jüngste aller Frauen in der Romagna, so offenbare Schaustellung mit ihrem Freunde getrieben. Sie kam ihm nicht von der Seite, ihre Blicke ruhten stets da, wo der größte Zusammenlauf war, und dorthin zog sie den Geliebten, um gesehen, ihrer Wahl halber gepriesen, beneidet, verwünscht und angefeindet zu werden. Denn nur in einer Vereinigung dieser verschiedenartigsten Aeußerungen des Gefühls findet ein leidenschaftliches Frauengemüth das vollkommenste Glück einer Liebe, deren Genuß bürgerliche und kirchliche Gesetze zu erschweren, wo nicht zu hindern suchen. Die liebende Frau will mit ihrem Geliebten auch glänzen. Des=

halb steht ein öffentlicher Triumphzug dem verschwiegenen Glück in ihrem schalkhaft-naiven Eigensinn wenig nach.

Die große Versammlung hatte nächst der Erheiterung auch noch einen besondern bedeutungsvollen Zweck. Durch die jüngsten Ereignisse, das rasche Umsichgreifen der neapolitanischen Revolution, die immer häufiger werdenden Ausbrüche der Unzufriedenheit in Piemont und ganz Oberitalien, hatte die Behörde zu Maßregeln der Gewalt gegriffen, die bedrohlich für die Verbündeten werden oder den Ausbruch der weitverzweigten Verschwörung beschleunigen mußten. Nach den erwähnten Anschlägen an den Straßen Ravenna's erfolgten Haussuchungen in den Häusern fast aller Adligen, einzelne Verhaftungen wurden vorgenommen, und wo sich nur immer der Verdacht einschleichen konnte, da suchte er sich auch fest zu setzen, um aus Schein und Dunst ein Traumbild ungeheurer Verbrechen sich zusammenzustellen.

Das Geschlecht der Gamba, gefürchtet und ver-

haßt bei der Regierung, wurde besonders hart behandelt. Vorsicht rettete indeß die Bedrängten, indem sie noch zeitig genug bei nächtlicher Weile ihre Waffen und Pulvervorräthe in die Wohnung Byron's schafften, die schon deshalb keiner Haussuchung unterworfen ward, weil Graf Guiccioli überall als ingrimmiger Feind der Patrioten bekannt war. Begünstigt wurde dies Unternehmen noch durch die plötzliche Abreise des Grafen, von der Niemand etwas erfahren hatte, die aber auch Keiner sich erklären konnte. Man wußte nicht, wohin er sich gewendet, bis nach Verlauf einiger Zeit aus Rom kommende Freunde ihn dort gesehen haben wollten.

Diese Nachricht beunruhigte die Carbonari ernstlich. Man befürchtete heimliche Umtriebe, Verrath, und, da die Eifrigsten und Kühnsten den Wankelmuth des italienischen Volkscharakters richtig zu würdigen wußten, auch einen möglichen Abfall bedeutender eingeweihter Mitglieder. Auf's schleunigste wurden deshalb die geheimen Erkennungszeichen gewechselt, die thatkräftigen Gemüther riethen zu schnel-

ler That, und unter diesen war Byron der Ungeduldigste. Er lebte und webte überhaupt nur noch in dem Gedanken einer Befreiung Italiens, las gegen seine Gewohnheit alle möglichen Zeitungen, studirte Politik und beschäftigte sich beinahe so anhaltend mit diesen Dingen, wie früher mit Liebe und galanten Abenteuern. Therese mit ihrem sanften Reiz, ihrer südlich-schwärmerischen Gluth, ihrer Begeisterung für Poesie und Freiheit, trug nicht das Wenigste bei zu dieser aufopfernden Umwandlung des wunderbaren Dichters, und so schien sich denn Alles ganz trefflich fügen zu wollen, sobald es den Carbonari gelang, ihren nicht mehr zu verheimlichenden Zusammenkünften den Schein heiterer Geselligkeit, ja eines sorglosen Schwelgens zu geben.

Zur Ausführung dieses Planes mußte ihnen der Gouverneur dienen. Marchese Ramiro del Pinto war ein gebildeter Mann, der gern Gesellschaft um sich sah, und so frei, verständig, ja mit einem gewissen Anflug von Begeisterung über Volksrechte und Volksfreiheit zu sprechen wußte, daß viele Patrioten in ihm einen

Verbündeten sahen, in seinen Gesprächen eine indirecte Aufforderung zu gewünschter Aufnahme in den Bund zu erblicken glaubten. So sehr die Bedächtigeren sich auch dagegen sträubten, die Mehrzahl drang durch und der Gouverneur ward Mitglied des Bundes.

Byron hielt sich von Stund' an viel zu diesem neuen Jünger der Freiheit. Marchese Ramiro liebte das Reiten, schoß gern nach dem Ziele und war ein guter Gesellschafter. Es verging daher nur selten ein Tag, wo Byron nicht in Begleitung des freundlichen Mannes nach dem Pinienwäldchen ritt, um dort seine gewohnten Uebungen fortzusetzen.

Dieser häufige Verkehr mit einem anerkannten Liberalen, wie Byron es war, mußte den Feinden der Patrioten verdächtig erscheinen, obgleich andrerseits dem Marchese die große Kunst zu Gebote stand, sich den Anschein zu geben, als sei er der absoluteste Päpstler. Leider fiel durch diese Verstellungskunst ein so zweideutiges Licht auf den Charakter des

Mannes, daß die Argwöhnischen beider Parteien einen Verräther in ihm erblicken konnten.

Wir kehren jetzt zurück in die Wohnung des Marchese. Die Carbonari drängten sich gesprächsweise an einander, ein Händedruck ward gewechselt und die neuen Losungsworte für den nächsten Monat waren ausgetauscht. Als Byron die seinigen im Gewirr erhielt, so daß er, eben mit mehreren Damen in eifrigem Gespräch begriffen, nur am Händedruck einen Freund erkennen konnte, bemerkte er beim Ueberfliegen der Papiere, daß eine auf ihn bezügliche Warnung sich mit unter den Worten befand. In kurzen Ausrufungen, wie sie einst den zaudernden Brutus zum Morde Cäsars aufstachelten, ward der Dichter ernstlich vor jedem ferneren Spazierritt mit dem Gouverneur gewarnt. Andere riethen ihm, Waffen zu tragen, des Nachts nie seine Wohnung zu verlassen, ja eines baldigen, betrübenden Schlages gewiß zu sein!

Byron wußte nicht, was er denken, was er thun sollte. War der Gouverneur wirklich ein Ver-

räther, oder hatte ein Feind die Geheimnisse der Patrioten erlauscht und suchte ihn nun in's Verderben zu locken? — Zerstreut, mißmuthig floh er das Getümmel, bis die suchende Geliebte mit azurblauem Auge sich über ihn beugte und durch ein einziges Lächeln einen Kranz von Sternen auf sein Haupt, in sein Herz drückte.

Dennoch wünschte er wenigstens über einen Punct Gewißheit zu erlangen. Sein Argwohn haftete auf dem Gouverneur; er wollte ihn prüfen und suchte ihn deshalb auf der Stelle habhaft zu werden. In einem Kreis patriotisch Gesinnter traf er ihn, lebhaft sprechend, voll Geist, Humor und südlich-einschmeichelnder Lebendigkeit. Ein Wink brachte ihn in seine Nähe.

„Signor Marchese," sprach Byron lächelnd, seinen durchdringenden Blick aber fest auf Ramiro's Augen heftend, „was haben Sie doch davon, wenn Sie nun einen armen Versemacher erdolchen?" Zugleich hielt er dem Gouverneur das empfangene Pa-

pier vor die Augen, daß er leicht die Worte lesen konnte.

Das Gesicht des Marchese blieb aber ruhig, nur der Zug eines ungekünstelten Staunens malte sich darauf. „Was soll das, Mylord?“ sprach er, den Dichter auf die Seite führend. „Ihnen kann es nicht gelten, sonst würde man Sie nicht warnen; und mir? — Hm, bin ich von Feinden umgeben, wo ich nur Freunde zu erblicken glaube? Wie dem auch sei, Mylord, ich ersuche Sie um völliges Stillschweigen, und sollten Sie meinem Händedruck noch einmal Glauben schenken, so verspreche ich Ihnen morgen das Nähere mit Ihnen zu verabreden, wenn ich Sie nämlich auf Ihrem Spazierritt begleiten darf.“

Byron schüttelte dem Marchese bejahend die Hand und der Rest des Abends verging ohne die geringste, auch nur geheime, Störung. —

Desto stürmischer brach der Morgen für ihn und all' seine nächsten Freunde an. Es traf eine Estafette von Rom ein, die Briefe vom Grafen Guiccioli an Gamba und Byron überbrachte. Sie enthielten

die bestürzende Nachricht, daß der Graf die Einwilligung des Papstes zur Scheidung von seiner Gemahlin erhalten habe, nach deren Vollziehung Therese entweder den Schleier nehmen oder in die Wohnung ihres Vaters zurückkehren und jeden Umgang mit ihrem bisherigen Geliebten abbrechen solle.

Therese, obwohl mit einer gänzlichen Trennung von ihrem Gemahl zufrieden, erschrak doch über die harten Bedingungen, und war in der ersten Qual der Bestürzung völlig untröstlich. Dagegen fand sie in der fast ungetheilten Theilnahme aller Ravennaten bald eine erhebende Beruhigung; denn nur kurze Zeit blieb dieser außerordentliche Schritt ein Geheimniß. Die Frauen schmähten den greisen Mann, die Männer verachteten seine heimlichen, feigen Kniffe, und die Theilnahme Aller ward so allgemein, daß selbst die politischen Interessen auf mehrere Tage in den Hintergrund traten, und es nur zwei Personen in ganz Ravenna gab, über die man zu sprechen würdig erachtete. Hatte Byron früher Bewunderer gehabt, so fielen ihm jetzt vollends alle Frauenherzen

zu. Er ward angebetet, sein ritterlicher Sinn, seine zarte Bescheidenheit, die Anmuth im Umgange mit der Gräfin, wurden gepriesen, empfohlen, unnachahmlich gefunden. —

Diese unvermuthete Störung versetzte jedoch Byron selbst in so große Unruhe, daß seine ganze Lebensordnung eine Zeit lang unterbrochen wurde. Der verabredete Spazierritt mußte verschoben werden, um wo möglich geeignete Schritte zu thun, die zu einer annehmbaren Vergleichung mit dem Grafen führen konnten. Nach vielfachem Hin- und Herschreiben, Drohen und Schimpfen kam endlich ein Vergleich zu Stande. Die Scheidung Theresens von dem Grafen Guiccioli ward vollzogen, Therese bezog das Haus ihres Vaters und erhielt von ihrem ehemaligen Gatten ein dürftiges Jahrgeld. Des Verhältnisses mit unserm Freunde geschah ferner keine Erwähnung, und hatten die Liebenden nach ungestörtem Glück geschmachtet, so konnten sie jetzt mehr als früher diesen Wunsch als erfüllt betrachten. —

Nach heftigen Erschütterungen, mögen sie nun

von außen hereinbrechen oder im eigenen Innern sich vorbereiten und ausbilden, pflegt der Mensch stets wieder zu alten Gewohnheiten zurückzukehren. Liegt doch im Festhalten des einmal Gewonnenen immer eine dauernde Beruhigung auch für die stürmischsten Gemüther; denn das Oberflächliche, Bedeutungslose gibt meistentheils den sichersten Anhalt für das Tiefe und Große. Es ist jener Punct, den das Auge des Denkers festhalten muß, sollen seine Ideen in anschaubare, dauernde Gestalten zusammenschießen.

Byron begann wieder seine Besuche im Piniengehölz fortzusetzen, mit Pistolen zu schießen, seine Katzen zu zähmen, mit den Pfauen zu spielen. Das dem Gouverneur gegebene Versprechen hatte er im Drange der Noth vergessen. Es bedurfte einer Anfrage von Seiten des Marchese, ehe er sich wieder daran erinnerte, und freundlich sich entschuldigend lud der Dichter den Gouverneur für den nächsten Abend zu einem gemeinschaftlichen Spazierritt nach dem Holz ein.

Schon steht Byron's Pferd gezäumt vor dem Palast, er sieht den Gouverneur über den Platz reiten und eilt nach der Treppe. Da erschüttert ein Schuß die Luft so heftig, daß die Fensterscheiben klirren, ein unterdrückter Schrei, ein Sturz und der heftige Hufschlag eines durchgehenden Pferdes werden hörbar. Erschrocken, bleich und verstört stürzt Fletcher dem Lord entgegen, unter Händeringen schreiend: „Ein Mord, Ew. Herrlichkeit, ein schauderhafter Mord!"

„Wer, was ist ermordet?" ruft Byron, selbst erschrocken und von dem Durcheinanderrennen der Diener ganz betäubt. Doch Niemand gibt ihm Antwort, Alle fliehen, es ist, als drohe jedem Einzelnen ein gleiches Schicksal!

Nun eilt unser Freund nach der Thür des Palastes und sieht mit Schaudern den zuckenden Körper des Marchese dicht an den Stufen des Portales liegen. Stücke gehackten Blei's hatten dem Unglücklichen die Brust zerrissen, das Rückgrat zerschmettert. Er konnte keine Antwort mehr auf Byron's Fragen

geben, der sich mildthätig um ihn beschäftigte. Die Lider fielen ihm zu, heiseres Röcheln drang aus der blutenden Brust, und bevor noch der zerschmetterte Körper von Byron's Dienern in den Palast getragen werden konnte, war das Auge gebrochen und der Gouverneur eine Leiche.

Dieser beispiellos freche Mord brachte über ganz Ravenna ein lautloses Schrecken. Niemand war seines Lebens mehr sicher, Jeder sah sich von Mördern bedroht, und die Angst stieg, da sich nicht die geringste Spur zur Habhaftwerdung des Verbrechers zeigen wollte.

Jetzt erst begriff Byron die empfangene Warnung, und die Art, wie sie ihm gegeben worden war, veranlaßte ihn nicht ohne Grund, den Mörder unter den Carbonari zu suchen. Dagegen aber zeigte sich die Behörde wieder so lässig in der Untersuchung und setzte die Ergriffenen, auf denen einiger Verdacht ruhte, ohne Verhör sogleich wieder in Freiheit, daß Jedermann in dem gräßlichen Morde eine inquisito-

rische Handhabung verwerflicher Gesetze, tyrannischer Regierungsmaximen erblicken mußte.

5.

Um das Denken und Thun eines so complicirten Charakters, wie Byron es ist, vorurtheilsfrei auf= fassen zu können, ist es nothwendig, daß ein ruhiger Beobachter gerade in den aufgeregtesten Lebensperio= den eines solchen Individuums die Werkstätte seines Denkens selbst in unmittelbarer Nähe belausche. Da erst enthüllt sich der Geist in seiner Größe, in seiner Kleinheit, und die sonst kaum sichtbaren Fäden, mit denen das unvereinbar Scheinende verknüpft ist, tre= ten als kunstreiches Gewebe dem unbelauschten Auge entgegen. Schon früher gaben wir an geeigneter Stelle einige kurze Bruchstücke aus den Denkbüchern unseres seltsamen Freundes, und jetzt scheint uns aber= mals ein Zeitpunct eingetreten zu sein, wo eine län= gere Auswahl seiner Bekenntnisse ihn uns entschleiert in der ganzen Riesengröße seines Gedankenlebens, in der rührenden Kindheit seines gläubig= abergläubigen

Herzens, seiner naiven Liebe, seiner sich selbst verspottenden Eitelkeit. Wir wählen die folgenden Fragmente, weil sie in kurzen, doch bestimmten Umrissen den Verlauf der Carbonari-Verschwörung, bei der wir Byron so sehr betheiligt sehen, schildern, die Träume seines Herzens, die bittere Qual seines Denkens uns erzählen, und weil unter melancholischem Brüten dem schaudernden Dichter selbst ein Vorgefühl seines nahen Todes ergreift, vor dem er zurückbebt, den er in ewig bewegtem Widerspruche lebenssatt wiederholt herbeiwünscht.



Tagebuchblätter aus dem Jahre 1821.

Den 5. Januar.

„Seit ich mich in diesem Lande niedergelassen habe, wo seit Jahrhunderten Sclaverei herrscht, erinnere ich mich täglich an die Hausinschrift des Generals Ludlow: „omne solum forti patria!“ Aber es gibt keine Freiheit unter Sclaven, nicht einmal für die Herren. Das Blut kocht mir, wenn ich es sehe. Zuweilen möchte ich ganz Afrika besitzen, um auf einmal zu vollenden, was Wilberforce mit der Zeit thun wird, nämlich die Sclaverei aus den dortigen Wüsteneien wegzufegen und den ersten Tanz ihrer Freiheit mit anzusehen. — Was aber die allgemein verbreitete politische Sclaverei betrifft, so

sind die Menschen selbst daran Schuld; wollen sie Sclaven sein, so lasse man sie dabei! Doch kostet es nur ein Wort und einen Schwertstreich. Es gibt kein einziges Beispiel eines langen Kampfes, in welchem die Menschen nicht über die Systeme gesiegt hätten. Wenn die Tyrannei das erste Mal fehl springt, so ist sie feig, wie ein Tiger, und läuft davon, um sich hetzen zu lassen."

„Der Erste sein — (nicht ein Dictator), nicht ein Sylla, sondern ein Washington oder Aristides, der oberste Führer in Geisteskraft und Wahrheit — das heißt der Gottheit selbst am nächsten stehen."

„Ich stand spät auf, mürrisch und niedergeschlagen — das Wetter feucht und trüb, auf dem Boden Schnee und oben in der Luft Sirocco. Ungefähr in einer halben Stunde schrieb ich fünf Briefe kurz und grob, an alle meine schuftigen Correspondenten. Dann las ich zum funfzigsten Male den Schluß der dritten Folge von den „Erzählungen meines Wirths," — ein prächtiges Werk — ein schottischer Fielding und großer englischer Dichter zugleich — ein Wun-

der von einem Manne! Wie gern möcht' ich mich einmal mit ihm betrinken!"

„Ich höre den Wagen, bestelle mir Pistolen und Ueberrock, wie gewöhnlich — nothwendige Artikel. Kaltes Wetter — der Wagen offen und die Einwohner heut' etwas massiv — ziemlich hämisch dabei und von der Politik gewaltig in Athem gesetzt. Indessen doch wackere Bursche — ein guter Fonds für eine Nation. Aus dem Chaos hat Gott eine Welt gemacht und aus gewaltigen Leidenschaften geht ein Volk hervor."

Eilf Uhr neun Minuten. — „Ich besuchte die Gräfin G. und fand sie dabei, als sie eben mein Antwortschreiben auf den Dankbrief des Herrn Alessio del Pinto zu Rom wegen des seinem Bruder, weiland Commandanten, in seinen letzten Augenblicken geleisteten Beistandes aufzusetzen anfing, da ich sie ersucht hatte, für den reinern Italiener ein Paar Zeilen der Erwiederung statt meiner niederzuschreiben, weil ich ein Ultramontaner und in der Sprache der Toskaner wenig bewandert war. Ich hieß sie im-

Briefe abbrechen, um ihn ein andermal zu vollenden. Wir sprachen von Italien, Vaterlandsliebe, Alfieri rc. Auch Sallust's Verschwörung des Catilina und der Krieg mit Jugurtha kamen an die Reihe. Um neun Uhr kam ihr Bruder herein, der Graf Pietro, um zehn Uhr ihr Vater, Graf Ruggiero. — Wir sprachen nun von mancherlei Arten der Kriegführung — von der ungarischen und bergschottischen Manier den Säbel zu handhaben, in welchen beiden ich ehemals ein erträglicher Fechtmeister war. Nach der Abrede sollte die Revolution den 7. oder 8. März ausbrechen, welcher Berechnung ich Glauben beimessen würde, wenn es nicht ausgemacht worden wäre, daß es im October 1820 losgehen sollte. Aber die Bologneser ließen die Romagnolen im Stich. — Indessen muß man es so genau nicht nehmen, sondern die Rebellion aufgreifen, wenn sie einem in den Weg kommt."

Den 6. Januar.

„Heute dacht' ich über den Zustand der Frauenzimmer unter den alten Griechen nach, er war be-

haglich genug. Ihr gegenwärtiger Zustand, ein Ueberrest von der Barbarei des Ritterthums und den Feudalzeiten, ist ein künstlicher und unnatürlicher. Sie sollten sich um ihr Hauswesen kümmern, und sich gut herausfüttern und kleiden, aber in die Societät nicht hineinmengen. In der Religion müßten sie auch gut unterrichtet werden, aber Gedichte oder politische Schriften sollte man sie nicht lesen lassen — nichts weiter als Bücher frommen Inhalts und über die Kochkunst. Musik, Zeichnen, Tanzen, auch ein wenig Gartenbau und Pflugarbeit dann und wann kann nichts schaden. Ich habe sie mit gutem Erfolge die Heerstraße in Epirus ausbessern sehen. Warum sollten sie das auch nicht eben so gut können, als Melken und Heumachen?"

„Abends im Theater am Schlusse des Stücks mußte ein Fürst auf seinem Throne erscheinen — das Publikum lachte und verlangte von ihm eine Constitution. Dies zeigt, wie hier die öffentliche Stimmung beschaffen ist, desgleichen die Ermordungen.

Es geht so nicht mehr. Es muß zu einer General-Republik kommen, und das von Rechts wegen."

„Was mag wohl der Grund davon sein, daß ich mein ganzes Leben lang mehr oder weniger Langeweile gehabt habe? Und daß ich, wenn irgend eine Verschiedenheit statt findet, jetzt fast weniger daran leide, als in einem Alter von zwanzig Jahren, falls mich mein Gedächtniß nicht trügt? Ich weiß die Frage nicht zu beantworten, glaube aber, daß dabei etwas Körperliches im Spiele ist, eben so wie bei dem verdrießlichen Aufwachen, das viele Jahre hindurch Regel bei mir gewesen ist. Mäßigkeit und Leibesbewegung, die ich mir zu Zeiten und anhaltend gemacht habe, wollten nicht fruchten. Heftige Leidenschaften thaten es; wenn ich mich unter ihrem unmittelbaren Einflusse befand, war ich aufgeregt, aber nie unmuthig. — Eine Dosis flüchtigen Salzes berauscht mich, wie leichter Champagner, Wein dagegen und spirituöse Getränke machen mich finster und bis zur Wildheit heftig — wenn man mich aber nicht anredet, schweige ich still und ziehe mich ohne

zu streiten zurück. Das Schwimmen macht mich auch lebendiger; im Allgemeinen aber ist wenig Leben mehr in mir und wird täglich noch weniger. Das ist ein unheilbares Uebel."

„Es ist halb zwölf und regnet — wie Gibbet sagt: „eine treffliche Nacht für ihr Unternehmen, schwarz wie die Hölle, und ein Sturm wie der Teufel" — Geht das Spectakel jetzt nicht los, so muß es doch bald der Fall sein. Ich dachte, ihre Maxime, die Leute todt zu schießen, würde bald eine Reaction nach sich ziehen, und nun scheint so etwas im Werke zu sein. Ich will im Kampfe thun, was ich kann, ob ich gleich etwas aus der Uebung gekommen bin. Die Sache, der es gilt, ist gerecht und gut. — — Alle Augenblicke bin ich darauf gefaßt, Trommelschlag und Musketenfeuer zu hören, aber ich vernehme nur das Geplätscher des Regens und das Brausen des Windes. Zu Bett mag ich mich nicht legen, weil ich das Wiedererwecken hasse; lieber will ich aufbleiben und den Tumult abwarten, wenn es einen geben soll.

„Ich habe mir das Feuer nachgeschürt, meine Waffen zur Hand gelegt und ein Paar Bücher dazu, in denen ich blättern will. Ich weiß nicht genau, wie stark sie sein mögen, aber ich halte die Carbonari für zahlreich genug, die Truppen zu schlagen, selbst hier in der Stadt. Mit zwanzig Mann kann man dies Haus 24 Stunden lang gegen jede Macht vertheidigen, die jetzt binnen derselben Zeit hier aufgeboten werden könnte; unterdessen würde aber das platte Land davon benachrichtigt werden und sich erheben — wenn es ihnen je damit Ernst sein wird, was freilich zu bezweifeln steht."

Den 8. Januar.

„Ich bin doch neugierig, was diese Italiener bei einem ordentlichen Aufstande für eine Rolle spielen werden. Zuweilen kommt es mir so vor, als ob sie wie des Irländers Flinte (es hatte ihm Jemand eine mit krumm gewordenem Laufe verkauft) nur dazu taugen würden, „um die Ecke zu schießen;" wenigstens ist diese letztere Art zu feuern in neuester Zeit der Charakter ihrer Heldenthaten gewesen. Und doch ist

ein Fonds in diesem Volke und eine edle Energie, wenn es gut geleitet wird. Aber wer will es leiten? Doch das macht nichts. In solchen Zeiten tauchen die Helden von selbst auf. Schwierigkeiten sind die Treibhäuser großer Köpfe, und die Freiheit ist die Mutter der wenigen Tugenden, deren die menschliche Natur fähig ist."

Den 9. Januar.

„Dies sollte man festhalten, um vernünftig zu bleiben: Der Umlauf der Zeiten ändert Alles — Zeiten, Sprache — die Erde — die Gränzen des Meeres — die Sterne des Himmels und jedes Ding „um und über und unter den Menschen," nur den Menschen selbst nicht, der immer nur ein unglückseliges Mißgeschöpf gewesen ist und bleiben wird. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Lebensweisen führt nur zum Tode und die zahllose Menge der Wünsche nur zu vereitelten Hoffnungen. Alle bis jetzt gemachten Entdeckungen haben wenig mehr, als das leere Dasein vervielfältigt. Wird irgendwo eine Krankheit ausgerottet, so folgt ihr eine neue Pest;

und die Auffindung der neuen Welt hat der alten wenig mehr eingetragen, als zuerst die Syphilis und nachher die Freiheit — letztere eine schöne Sache, besonders, da man sie Europa zum Tausche für die Sclaverei gegeben hat. Aber es bleibt zweifelhaft, ob nicht die Machthaber das erste von beiden Geschenken für das beste hielten, was ihre Unterthanen davon trugen.

„Ich habe Musik gehört — dann Besuche, Neuigkeiten, Krieg oder Kriegsgerüchte, und berathschlagte später mit Pietro und Andern. Sie wollen hier insurgiren und mir die Ehre erweisen, mich auch dabei auftreten zu lassen. Ich werde nicht zurückbleiben, nur glaub' ich nicht, daß sie an Kraft oder Muth genug bedeuten, um viel auf sie rechnen zu können. Jedoch vorwärts! — Es ist jetzt die Zeit zum handeln, und was will das eigene Ich sagen, wenn man einen einzigen Funken von dem, was der Vergangenheit würdig sein würde, unausgelöscht auf die Nachwelt vererben kann? Es ist nicht ein einzelner Mann, noch eine Million Menschen, um die es

sich handelt, sondern der Geist der Freiheit ist es, der ausgebreitet werden muß. Die Wellen, die an die Küste schlagen, werden eine nach der andern zerschellt, der Ocean siegt aber doch bei alledem. Er versenkt eine Armada, er schleift den Felsen aus, und wenn man den Neptunianern glauben darf, hat er eine Welt nicht allein zerstört, sondern auch geschaffen. Auf ähnliche Weise wird, wie groß auch das Opfer sein mag, das Individuen bringen, die große Sache Kraft gewinnen, alle Unebenheiten wegzuspülen und das urbare Erdreich zu befruchten. Und daher darf denn eine blos eigennützige Berechnung bei solchen Gelegenheiten gar nicht gemacht werden. Ich wenigstens werde sie mir nicht erlauben. Ich habe mich auf die Arithmetik des Wahrscheinlichen nie sonderlich verstanden, und will nicht jetzt erst damit anfangen."

Den 12. Januar.

„Ich las die italienische Uebersetzung des deutschen Grillparzer von Guido Sorelli — wahrhaftig ein verteufelter Name für die Nachwelt; aber sie

müssen ihn aussprechen lernen! Sein Trauerspiel Sappho ist selbst bei den Mängeln einer mißlungenen Uebersetzung noch groß und erhaben. Und wer ist der Mann? Ich kenne ihn nicht, aber die Jahrhunderte werden ihn kennen. Es ist ein hoher Geist. — Ich muß indeß im voraus gestehen, daß ich von Adolph Müllner gar nichts, und von Goethe, Schiller und Wieland weit weniger gelesen habe, als mir lieb ist. Ich kenne sie nur durch Vermittelung englischer, französischer und italienischer Uebersetzungen. Von der eigentlichen Sprache verstehe ich durchaus gar nichts — einige Flüche ausgenommen, die ich von Postillionen und Offizieren bei Gelegenheit von Wortwechseln und Zänken gelernt habe. Ich kann recht ordentlich auf Deutsch fluchen, wenn mir's beliebt — „Sacramenter — Verfluchter — Hundsfott," und so weiter; aber die minder kräftige Conversationssprache ist mir weit weniger geläufig. —

„Indessen mag ich ihre Frauenzimmer wohl leiden (ich war einmal auf das Sterblichste in ein deutsches Frauenzimmer, Constanze verliebt); auch

Alles, was ich in Uebersetzungen von ihren Schriften gelesen habe, so wie Alles, was ich auf der Rheinfahrt von Land und Volk sah, Alles, nur die Hunnen nicht, die ich verabscheue, vor denen ich mich entsetze, und — ich kann keine Worte finden, meinen Haß gegen sie auszudrücken, und es sollte mir leid thun, wenn's mit mir zu Thaten käme, die meinem Hasse entsprächen. — —

Den 13. Januar. Sonnabends.

„Ich habe den Umriß und das Personenverzeichniß einer beabsichtigten Tragödie „Sardanapal" betitelt, skizzirt, mit der ich mich seit einiger Zeit herumtrage. — Mittags kamen Neuigkeiten an — die Mächte wollen mit den Völkern Krieg führen! Die Nachricht scheint sicher — mag's sein — am Ende werden sie doch geschlagen! Die Zeiten für die Könige gehen schnell zu Ende. Es wird Blut vergossen werden wie Wasser, und vor Thränen wird man nicht sehen können, aber die Völker werden am Ende doch siegen. Erleben werd' ich's nicht, aber ich sehe es vorher.

„Ich habe Theresen die italienische Uebersetzung von Grillparzer's Sappho gebracht, die sie zu lesen verspricht. Sie zankte mit mir darüber, daß ich behauptet hatte, Liebe wäre **nicht der erhabenste** Gegenstand für die wahre Tragödie; und da sie den Vortheil, in ihrer eigenen Muttersprache zu reden, und die natürliche Beredsamkeit des Weibes auf ihrer Seite hatte, so warf sie meine schwächern Beweisgründe über den Haufen. Ich glaube, sie hatte auch Recht; ich muß mehr Liebe in den Sardanapal hineinbringen, als ich anfangs thun wollte."

Den 21. Januar.

„In diesem Augenblicke bin ich so schwermüthig gestimmt, wie der beste komische Schriftsteller. Morgen ist ja mein Geburtstag — das heißt, um zwölf Uhr Mitternachts, also in zwölf Minuten, werde ich drei und dreißig Lebensjahre zurückgelegt haben!!! — und mit schwerem Herzen gehe ich zu Bett, daß ich so lange gelebt und doch so wenig vor mich gebracht habe. — —

Es ist drei Minuten über zwölf. — „Es ist Mit-

ternacht nach der Schloßuhr," und nun bin ich drei und dreißig Jahre alt. Aber ich bedaure die Zeit nicht so wohl wegen dessen, was ich gethan habe, als wegen dessen, was ich hätte thun können!

Durch das Leben kahl und baar,
Kroch ich drei und dreißig Jahr.
Das allein ist mein Gewinn,
Daß ich drei und dreißig bin.

Den 22. Januar, 1821. Grabschrift.

„Hier liegt begraben in der Ewigkeit vergangener Zeiten, von wo nimmer sein wird Auferstehung für die Tage — wenn sie auch eintritt für den Staub — das drei und dreißigste Jahr eines schlecht verwandten Lebens, welches nach einer abzehrenden Krankheit von vielen Monaten in Schlafsucht versank, und verschied den 22. Januar 1821 A. D. hinterlassend einen Erben, der untröstlich ist über den Verlust, der Ursach ward zu seinem Dasein." —

Den 25. Januar.

„Ich las — faullenzte — kritzelte dieses Supplementblatt zum Tagebuche des Lebens. Wieder ein

Tag mehr drin, ein Tag mehr für mich verloren! Aber „was das Beste ist, ob Leben oder Tod, das können nur die Götter wissen," wie Socrates zu seinen Richtern sagte, als die Sitzung endete. Zwei tausend Jahre, die seit der Zeit, daß dieser Philosoph seine Unwissenheit eingestanden, verflossen sind, haben uns über diesen wichtigen Punct nicht mehr Licht gegeben; denn nach der christlichen Heilsordnung kann Niemand wissen, ob er seiner Seligkeit sicher ist — auch der Rechtschaffenste nicht — weil ihn ein einziger Fehltritt im Glauben rücklings überwerfen kann, gerade wie einen Schlittschuhläufer, während er im besten Schusse ist, auf glatter Bahn ins Paradies zu fahren. Wie unbezweifelt also auch die Gewißheit des Glaubens in Hinsicht der Thatsachen sein mag, unsere persönliche Gewißheit oder Verdammniß ist nicht größer geworden, als sie unter Jupiters Herrschaft war! — — Man hat gesagt, die Unsterblichkeit der Seele sei ein „grand peut-être" — aber ein großes Vielleicht bleibt sie immer. Jedermann hält daran fest – der Blödsinnigste,

Dümmste und Lasterhafteste, dessen zwei Beine nur einen Menschenkörper tragen, glaubt noch immer, daß er unsterblich ist." —

Den 26. Januar.

„Ausgeritten — mit Pistolen geschossen — das Schießen ging gut. Als ich zurückritt, begegnete mir ein alter Mann. Ein Act der Mildthätigkeit — für einen Schilling ewige Seligkeit gekauft! Könnte man die einhandeln, so habe ich in diesem Leben mehr an meine Mitmenschen gegeben — zuweilen für schlechte Streiche — aber wenn auch nicht öfter, doch wenigstens ansehnlicher, für das Gute, — als ich jetzt im Vermögen habe. In meinem ganzen Leben habe ich nie so viel einer Geliebten geschenkt, als mehrmals einem unverschuldet unglücklichen Armen — doch das macht nichts. Die Ruchlosen, die mich immerfort verfolgt haben, werden triumphiren, und Gerechtigkeit wird man mir erst widerfahren lassen, wenn diese meine Hand, die dies niederschreibt, so kalt ist wie die Herzen, die mich verwundet haben."

Den 28. Januar.

„Die Zeitung von Lugano ist nicht angekommen. Wie es scheint, hat man meine drei bis vier Pfund englisches Schießpulver weggenommen. Die Schlingel! — Ich hoffe sie noch mit Kugeln für dieses Pulver zu bezahlen. Ritt spazieren, bis es dunkel ward."

„Ich habe über die Sujets von vier Trauerspielen, die ich schreiben will, nachgesonnen (d. h. sofern Leben und Umstände es mir erlauben werden), nämlich: Sardanapal, bereits angefangen; Cain, ein metaphysisches Sujet, so ziemlich im Style des Manfred, aber in fünf Acten, vielleicht mit einem Chor; Francisca von Rimini in fünf Acten; auch bin ich nicht ganz abgeneigt, einen Tiberius zu versuchen. Ich sollte denken, ich könnte etwas Tragisches, wenigstens in meiner Manier, aus dem düstern Eremitenleben und Greisenalter des Tyrannen, ja selbst aus seinem Aufenthalte zu Capreä schöpfen, wenn ich das Detail mildere und die Verzweiflung darstelle, die zu diesen lasterhaften Lüsten führte. Denn

nichts anders, als die Zerrüttung eines gewaltigen und finstern Geistes konnte zu solchen einsamen Gräueln ihre Zuflucht nehmen, indem er zu gleicher Zeit alt und der Herr der Welt war."

Behaltenswerthes: „Was ist die Poesie? — Das Gefühl von einer vergangenen und einer zukünftigen Welt."

„Warum mischt sich doch gerade auf dem höchsten Gipfel der Wünsche und aller menschlichen Freuden — derer des Weltsinnes, der Geselligkeit, der Liebe, des Ehrgeizes, ja selbst der Habsucht — eine Furcht vor den Dingen mit ein, die da kommen sollen — ein Mißtrauen in die Gegenwart — ein Rückblick in die Vergangenheit, der zu einer Vorahnung des Folgenden führt? (Die erste Seherin der Zukunft ist die Vergangenheit.) Woher dies Alles? — Ich weiß es nicht, ausgenommen, daß wir auf der Kuppe einer Anhöhe am leichtesten schwindlig werden, und uns nie vor dem Falle fürchten, außer am Rande eines steilen Abhanges — je höher er, desto

schauerlicher und erhabener! Daher möchte ich fast behaupten, daß die Furcht ein angenehmes Gefühl sei, wenigstens ist es die Hoffnung, und welche Hoffnung gibt es wohl, die nicht stark vom Sauerteige der Furcht durchbrungen wäre? Und welch ein Gefühl ist wohl so entzückend, wie die Hoffnung? Und ohne Hoffnung, wo bliebe da die Zukunft? — In der Hölle! Es ist unnütz zu sagen, wo die Gegenwart ist, denn das wissen die Meisten von uns; und was die Vergangenheit anbetrifft, was hat im Gedächtniß die Oberhand? — Die vereitelte Hoffnung. Ergo in allen menschlichen Angelegenheiten heißt es Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Ich rechne sechzehn Minuten, ob ich sie gleich nie gezählt habe, auf jeden zugefallenen oder vermeintlichen Besitz. Von welchem Puncte wir auch anfangen mögen, wir wissen doch, worauf Alles hinauslaufen muß. Und doch, was haben wir davon, daß wir es wissen? Kein Mensch wird darum besser oder klüger. Während der größten Gräuel, der größten Pestilenzen, waren die Menschen grausamer und verwilderter, als

je. Das ist alles ein Geheimniß. Ich fühle das Meiste, aber ich weiß nichts, außer daß — — — —"

Den 30. Januar.

„Der Graf Pietro S. hat mir diesen Abend im Auftrag der Carbonari die neuen Losungsworte für die nächsten sechs Monate mitgetheilt. *** und *** Das neue heilige Wort ist *** Antwort und Rückruf ***. Die Sachen scheinen schnell zu einer Krisis zu kommen — ça ira!"

Den 2. Februar.

„Ich habe eben darüber nachgedacht, woher es wohl kommen möge, daß ich immer zu einer bestimmten Stunde des Morgens aufwache, und immer so übel gelaunt, — ich kann wohl sagen, in jeder Hinsicht in wirklicher Verzweiflung und Entmuthigung und Unlust — selbst zu dem, was mir den Abend vorher noch Vergnügen machte. In ein Paar Stunden ist das wieder vorübergegangen, und ich sammle mich wieder in so weit, daß ich noch einmal einschlafen oder wenigstens ruhig liegen kann. — Ich glaube, es ist alles Hypochondrie.

„Was meinem Gefühle nach immer weiter bei mir um sich greift, ist Trägheit und ein gewisses Mißbehagen, das noch gewaltiger wirkt, als stumpfsinnige Gleichgültigkeit. Kommt es bei mir zu einer Aufregung, so geht sie gleich in Wuth über. Ich fürchte, daß ich wie Swift enden werde, indem ich von oben herunter sterbe. Ich gestehe, daß ich nicht mit solchem Entsetzen an so etwas denke, wie er offenbar schon einige Jahre vorher gethan hat, ehe es dazu kam. Aber Swift hatte gerade in dem Zeitpuncte das Leben kaum erst angefangen, in welchem ich mich schon halb abgestorben fühle.

„Ach, da wird eine Orgel auf der Straße gespielt — ein Walzer noch dazu! Ich muß abbrechen, um zuzuhören. Sie spielen da einen Walzer, den ich auf den Bällen zu London zwischen 1812 und 1815 zehntausendmal gehört habe. Es ist doch ein sonderbares Ding mit der Musik."

Den 5. Februar.

„Endlich „„ist der Ofen in der Gluth."" Die Deutschen haben Marschordre erhalten, und Italien

wird zum zehntausendsten Male ein Schlachtfeld werden. Wir ritten zusammen aus. Sie haben zu den C. geschickt, um Verhaftungsbefehle einzuholen. Morgen soll die Entscheidung einlaufen, und dann wird etwas geschehen. Ich kaufte Waffen, und bestellte einiges Geschirr und die erforderlichen Mantelsäcke für die Pferde."

Den 18. Februar.

„Heute habe ich mit meinen carbonarischen Kumpanen keine Gemeinschaft gehabt; unterdessen sind aber meine Zimmer im untern Stock ganz voll von ihren Bajonetten, Gewehren, Patronen und was dergleichen mehr ist. Ich glaube, sie betrachten mich als ein Depot, das im Falle der Noth aufgeopfert werden muß. Doch wenn Italien nur befreit werden könnte, so würde nicht viel daran gelegen sein, wer oder was dabei als Opfer fiele. Es ist ein großer Zweck, die wahre Poesie der Politik. Man denke nur — Italien frei!!! Wahrlich seit August's Tagen wäre nichts Aehnliches vorgekommen."

Den 19. Januar.

„Ich kam solus nach Hause — der Wind blies heftig — Blitz, Mondschein — einsam zerstreute Umzügler in Mäntel gehüllt — Weiber mit Masken. Die weißen Häuser — die Wolken fuhren schnell über den Himmel hinweg, wie Ströme Milch aus dem Eimer gegossen — das Ganze wahrhaft poetisch! Es stürmt noch immer gewaltig, die Ziegel fliegen umher und das Haus bebt. Der Regen strömt, die Blitze zucken — ein prächtiger Abend wie in den Schweizer Alpen — daß Meer tos't in der Ferne. — Die Frauenzimmer in der conversazione alle angst und bange bei dem Donnerwetter. Sie wollen nicht auf die Maskerade gehen, weil es blitzt — o fromme Einfalt!"

„Der Krieg kommt uns immer näher. O, die Schurken von Potentaten! Könnten wir sie doch aus dem Felde schlagen sehen! — Wenn nur die Neapolitaner so viel Herz hätten, wie die alten Niederländer, oder die jetzigen Spanier, oder die deutschen Protestanten, die schottischen Presbyterianer, die

Schweizer zu Tell's Zeiten, die Griechen unter Themistokles — alles kleine und auf sich selbst beschränkte Völkchen (die Spanier und die deutschen Lutheraner ausgenommen), so wäre noch eine Auferstehung von Italien zu erwarten und die Welt dürfte hoffen."

Den 24. Februar.

„Die geheime Kunde, die diesen Morgen den Carbonari von der Gränze zugegangen ist, lautet so schlecht wie möglich. Der Plan ist fehlgeschlagen — die Häupter, sowohl militärische als bürgerliche, sind verrathen — und die Neapolitaner haben sich nicht allein nicht in Bewegung gesetzt, sondern der päpstlichen Regierung und den Barbaren erklärt, daß sie nichts von der Sache wissen!!

„So geht es in der Welt, und so sind die Italiener aus Mangel an Einheit unter einander jedes Mal verloren. Was nun hier zu thun ist zwischen zwei Feuern und von der neapolitanischen Gränze abgeschnitten, ist noch nicht entschieden. Meine Meinung war, besser loszuschlagen, als sich einzeln überfallen zu lassen; aber wie die Sache nun abge-

macht werden soll, weiß ich nicht zu sagen. — Ich habe den ganzen Tag weder gelesen, noch geschrieben, noch etwas gedacht, sondern nur vegetirt."

Den 25. Februar.

„Vorige Nacht habe ich entsetzlich ausgestanden, in Folge des Aergers, des Verdrusses, stiller Wuth und einer Unverdaulichkeit. Ich befand mich so unwohl, daß ich den völligen Stillstand, die gänzliche Unthätigkeit und Vernichtung meiner vornehmsten Geisteskräfte fühlte. Ich versuchte es, sie aufzuregen, und doch konnte ich es nicht — und das ist nun die Seele! Ich würde glauben, sie wäre an den Körper verheirathet, wenn sie nicht so sehr mit einander sympathisirten. Wenn eins stiege, indem das andre fiele, so wäre das ein Zeichen, daß sie sich nach dem Naturprocesse der Ehescheidung sehnten. Allein, wie es einmal steht, scheinen sie wie Postpferde an einem Strange zu ziehen.

„Wir woll'n das Beste hoffen, es ist Alles aus."

7.

In der That, es war auch Alles vorbei. Auf das herausfordernde Lärmen kühner Erwartung folgte jetzt eine schauerliche Stille. Wer offen oder heimlich Wünsche der Befreiung gehegt hatte, zog sich zurück in sein Haus und schwebte in beständiger Angst, er möge von irgend einem Feigling verrathen werden. Daß Niemand dem Andern trauen mochte oder konnte, daß ein allgemein herrschender Edelmuth, ein Sinn der Aufopferung nirgends unter den Italienern sich herrschend erklärte, stürzte all' ihre Hoffnungen zusammen und schmälerte nicht wenig die Theilnahme an ihrem Unglück bei andern Nationen. Denn nur die starke Ausdauer achtet, bewundert der Mensch, für sie kann er sich begeistern, sie wirbt sich schon Freunde und Genossen durch ihren tugendhaften Stolz, der zermalmt sein will, nicht aber langsam zerrieben. Dagegen verliert die beste Sache den guten Schein des Werthes, wenn sie selbst sich auf-

gibt, und es ist thöricht, für ein freiwillig verloren Gegebenes noch Theilnahme verlangen zu wollen.

Wie viel aber auch die Italiener durch Uneinigkeit, auflösendes Zaudern und falsche Berechnung verschuldet haben mochten, ihre Lage war tief zu beklagen und die nächsten Folgen der mißlungenen Befreiung erweckten selbst bei den Gleichgültigsten ein lautes Mitgefühl. Nach kurzer banger Ruhe brach der Rachesturm über die verrathenen Häupter der Verschwörung herein. Zahllose Verhaftungen erfolgten, die edelsten Geschlechter wurden eingekerkert, und es stand Jedem ein schimpflicher Tod bevor, der nicht entschlossen früh genug die Flucht ergriff.

Dieser gewaltsame Umsturz berührte unsern thätigen Freund nahe und schmerzlich, denn seine vertrautesten Freunde, Vater und Bruder seiner geliebten Therese, traf gleich zuerst der Strahl des „schwarzen Spruches,“ und er hatte nur zu viel Grund, glauben zu müssen, daß seine Persönlichkeit, sein Ansehen, seine Mittel und seine grade auf das Ziel losgehende Rücksichtslosigkeit die Vollziehung des gespro-

chenen Urtheils beschleunigt haben mochten. Auch er selbst schwebte in augenscheinlicher Gefahr; da jedoch die Regierung ihn der Theilnahme an der Verschwörung nicht überführen konnte und gegen einen Fremden jede Gewaltthat unterlassen mußte, so hatte er sich nur gegen heimtückische Angriffe sicher zu stellen.

Er ließ daher seine Diener stets um sich sein, ohne äußerlich die geringste Besorgniß zu zeigen; heimlich aber trug sowohl er selbst, als Jeder von seinen Leuten Waffen. Aber die fortwährende dumpfe Unruhe in Ravenna, deren Bewohner in die trostlosesten Parteien zerrissen waren, von denen jede die andere aufzureiben, wo nicht gänzlich zu vernichten strebte, machten den Aufenthalt daselbst peinlich und qualvoll. Ein gesellschaftliches Zusammenleben war nicht mehr denkbar, kaum durften sich Freunde besuchen, Blick und Wort mit einander wechseln.

Byron verlebte in dieser Verworrenheit öde, traurige Tage. Der böse Geist drohte wieder über ihn zu kommen, er begann schon, sich anzuklagen und

seine Theilnahme an dem Werk der Befreiung zu verwünschen. Wenig fehlte, so hätte er das Mißlingen des ganzen Unternehmens seiner Unwürdigkeit zugeschrieben, die er allerwärts Unheil stiften sah, selbst, wenn die Zwecke edel und groß waren.

Zu dieser Verstimmung trug noch bedeutend die nothgezwungene Vereinsamung bei, in der er jetzt leben mußte. Das Haus der Gamba war für ihn ein gefahrvoller Ort, den unser Freund zu betreten nicht scheute, hätte Therese nicht so liebevoll bittend ihn davon abgemahnt, wenigstens auf kurze Zeit. Ein brieflicher Verkehr mit der Geliebten mußte den innigeren persönlichen Umgang ersetzen helfen. Es war aber selten ein Genuß dabei, denn Sorge um den Vater, zärtliche Schwesterliebe zu dem Bruder sprachen aus jeder Zeile und vervollständigten den Kummer des liebenden Weibes, den es um den Geliebten zartfühlend im Herzen trug.

Mittlerweile erfolgte der gefürchtete Schlag. Die Gamba's, als vermuthliche Häupter der Carbonari, wurden mit ihrem ganzen Anhange verbannt. Die

kürzeste Zeit zur Entweichung ward ihnen gestattet, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Verhältnisse. Byron konnte sie nicht mehr sprechen, er fand bei seiner Ankunft im Palast nur die trostlose Geliebte allein, weinend und zu jedem Entschluß unfähig. Die Nähe des Herzensfreundes gewährte zwar augenblicklichen Trost, hätte nur nicht ein anderes Unheil schon wieder in furchtbarer Nähe gedroht.

Theresens Gemahl hoffte nämlich durch die neue Gestaltung der Dinge die geschiedene Gattin abermals in seine Gewalt zu bekommen, und man war nicht abgeneigt zu glauben, daß der feindlich gesinnte Graf selbst, dessen längerer Aufenthalt in Rom Verdacht erwecken mußte, einer der Hauptverräther gewesen sein möchte. Er sollte bereits unterwegs nach Ravenna sein, um Theresen durch List oder Gewalt wieder zu gewinnen.

So vergingen einige Tage in trüber Besorgniß. Byron zog heimlich Erkundigungen ein, die zu keinem Resultate führten. Die Nachrichten schienen falsch zu sein, vielleicht gar von feindlich Gesinnten

verbreitet. Schon gab man sich neuen Hoffnungen hin, da auch von den geflohenen beiden Grafen Gamba tröstlich lautende Briefe ankamen und den Zurückgebliebenen Muth einsprachen. Therese, obwohl von Besorgnissen ins Ungewisse hingehalten, hatte doch wieder freudig belebte Stunden, in denen die Liebenden ihr Glück in die unerforschliche Zukunft hinein schwärmerisch-leichtgläubig bauten.

Eines Abends war Byron spät in seine Wohnung zurückgekehrt. Aufregungen mancherlei Art hielten den Schlaf von ihm fern; er las bis tief in die Nacht hinein und griff zuletzt sogar wieder einmal zur Feder, um an dem „Sardanapal" fortzuarbeiten, der in der letzten unruhvollen Zeit ganz war vernachlässigt worden. Da stürmte es plötzlich heftig an der Thür des Palastes, der Dichter schrak auf und griff zuvörderst nach seinen Waffen. Er weckte Fletcher'n, rief seine übrige Bedienung und befahl dem beherzten Tita, die Thür zu öffnen. Allein seine Besorgniß verwandelte sich in zagende Angst, als ein Diener Thereses mit einem Briefe von der

Geliebten erschien. Zitternd riß der Dichter das Couvert auf und überflog mit blitzendem Auge die theuren Züge. Die Gräfin schrieb:

„Helfen Sie mir, Lieber! denn ich bin in der schauderhaftesten Lage und ohne Sie kann ich mich zu nichts entschließen. *** ist so eben bei mir gewesen, um mir im Auftrage von ** zu sagen, daß ich vor nächstem Dienstage von Ravenna abreisen muß, da sich mein Gemahl wirklich nach Rom gewandt hat, in der Absicht, mich entweder zur Rückkehr zu ihm zu nöthigen, oder im Fall meiner Weigerung mich in ein Kloster bringen zu lassen. — — Ich darf mit Niemand davon sprechen, ich muß in der Nacht entfliehen. Denn sollte man mein Vorhaben entdecken, so würde es verhindert und mir mein Paß — den ich mir, der Himmel weiß wie, noch glücklich habe auswirken können! — wieder abgenommen werden. Byron, ich bin in Verzweiflung! — Wenn ich Sie hier zurücklassen muß, ohne zu wissen, wann ich Sie wiedersehen werde, und wenn es Ihr Wille ist, daß ich so unaussprechlich

leiden soll, so bin ich entschlossen, hier zu bleiben. Mögen sie mich in ein Kloster bringen, ich werde sterben — aber — aber dann können Sie mir nicht helfen, und ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen. Ich weiß nicht, was mir die Leute sagen, denn die Bewegung meines Gemüthes überwältigt mich. Und warum? Nicht weil ich meine gegenwärtige Gefahr fürchte, sondern einzig, Gott ist mein Zeuge, einzig und allein, weil ich Sie verlassen muß!"

Die Dringlichkeit dieses Schreibens erforderte das schnellste, augenblicklichste Handeln. Byron antwortete und versprach mit Tagesanbruch Theresen zu besuchen. Der Rest der Nacht verging unter verschiedenen Entwürfen, die sich in der Seele des Freundes drängten; denn nicht jeder war ausführbar, noch weniger rathsam. Bevor jedoch der Tag graute, war Byron mit sich einig. Er eilte zur Geliebten, die ihn mit ängstlicher Hast empfing. Sie lächelte unter Thränen, da sie die heitere Stirn des Freundes erblickte und darauf ihr Schicksal lesen konnte.

„Du bringst Hilfe," sprach sie, ihren Arm um



seinen Nacken schlingend, „möge sie nur auch unsern Wünschen entsprechend sein!“

„Unser Hauptzweck muß Sicherung Deiner Freiheit sein,“ versetzte Byron ruhig und entschieden, „daran werden sich dann die Wünsche der Herzen knüpfen lassen. Sei muthig, meine geliebte Piccinina, und zeige Dich in der Ausdauer eben so heldenmüthig, wie in der Liebe. Heut' Nacht werd' ich Dich aus Ravenna bringen und Dich von meinen Getreuen bis Bologna begleiten lassen. Ich muß noch einige Zeit hier bleiben, um meinen Feinden zu beweisen, daß ich ihre Drohungen verachte. Fliehen mag ich nicht, das hieße nach meiner Ueberzeugung und in meiner Stellung die Idee der Freiheit verrathen. Mögen sie ihre Dolche schleifen, ihre Schergen dingen, ich verlache all' ihre Anstalten. Die Liebe zu Dir — mir sagt's mein weissagender Geist — wird den Mördern die Hände fesseln! Sei also hoffnungsvoll und bereit, sobald ich erscheine.“

Therese, durch die Zuversicht des Geliebten erhoben, erwartete nun obwohl bang, doch ruhig den

Abend. Denn dem weiblichen Gemüth ist es gegeben, unter den zerschmetterndsten Schicksalsschlägen noch stark zu bleiben, wenn nur ihr Herz glücklichen Empfindungen geöffnet wird. Das Weib duldet Alles, hat es sich nur den Geliebten gerettet, und vom Munde des theuren Herzensfreundes würde selbst die Nachricht des unabwendbar drohenden Todes eine Regung seliger Wonne noch in ihm erwecken.

Der Abend kam heran, die Dämmerung deckte schnell ihre schwarzen Schleier über die Erde. Byron trat in Theresens Zimmer. Er war unruhig, sein Blick unstätt, sein ganzes Wesen beinahe verstört. Die Geliebte sank ihm an die Brust; sie hatte keine Worte. Nur das heftige Wogen ihres Busens that die gewaltsame Erschütterung kund, der sie beinahe erlag. Dann schlug sie die himmlisch schönen Augen wieder auf zu dem theuren Freunde, und als wollte sie nochmals sein geliebtes Bild ganz in sich aufnehmen, sah sie ihn unverwandt, in glücklichem Vergessen an, bis eine Thräne die hellen Sterne umschleierte.

„Nun komm! Komm und geleite mich, liebster

aller Menschen," sprach sie mit gebrochener Stimme. „Ich habe in Deinen Augen gelesen, daß ich Dich wiedersehen werde."

Geräuschlos verließ Therese, auf Byron's Arm gelehnt, den Palast. Man ging durch den Garten, um jedem Späher zu entweichen. Dennoch mußte Byron's Wachsamkeit noch überwacht worden sein; man hörte Stimmen rufen, ein Paar dunkle Gestalten glitten zur Seite über das ebene Land. Mit starkem Arm hob der Dichter die theure Last in den bereit stehenden Wagen, sie umschlang ihn, von ihm getragen, noch einmal, nochmals berührten sich ihre Lippen, und ihr schönes Haar legte sich sanft und weich um Byron's Stirn.

Plötzlich vernahm man Hufschlag in der Nähe, Byron's Name ward genannt, Stimmen riefen, Flüche schollen. Verwirrt, entsetzt drückte unser Freund die Geliebte fast gewaltsam in den Wagen, warf die Thür zu, schwang sich auf's Pferd und jagte neben dem fortrollenden Wagen her.

Es blieb kein Zweifel, sie wurden verfolgt. Byron

glaubte sogar die heisere Stimme Guiccioli's selbst zu hören. Noch einige Minuten und die Nacheilenden feuerten ein Paar Pistolen ab. Nichts desto weniger gewannen die Fliehenden doch bald einen bedeutenden Vorsprung, die Verfolger blieben zurück, man sah sich geborgen.

Byron ritt nun dem Wagen dicht zur Seite. Die Liebenden wechselten Blicke und Worte, und als endlich unser Freund genöthigt ward, umzukehren, wehte ihm noch eine Zeit lang durch die sternhelle Nacht ein weißes flatterndes Tuch Küsse und Grüße Theresens nach.

7.

Wir sind gern geneigt, nach einer recht empfindlichen Täuschung sogleich mit allen Hoffnungen des Lebensertrages kurz abzuschließen, ohne zu bedenken, daß ja eine Umwendung der Dinge ganz naturgemäß sei. Denn da ein Stillstand unmöglich, so haben wir jede solche im Leben der Menschheit wie einzelner Personen eintretende Pause nur als ein Aus-

ruhen, als ein Athemholen der allgemeinen Seelenthätigkeit zu betrachten, die über Völkern waltet und Individuen bewegt.

Unser Freund ist uns bereits als ein Mensch bekannt, der in rascher Wechselfolge die unglaublichsten Hoffnungen hegt, und dann wieder gänzlich verzweifelt. Eine solche unglückliche Epoche war jetzt für ihn eingetreten. Denn ob er auch in fortwährender Verbindung mit Theresen blieb, der Halt war ihm doch wieder entzogen, an den er sein inneres Leben anlehnen, zu einem glücklichen Gedeihen es emporziehen konnte. Seine Befreiungspläne für Italien sah er auf ungewisse Zeiten hinaus völlig zerstört, und nach andern Seiten hin seine Thätigkeit zu verwenden, gab es keinen Anlaß, da die politische Witterung wenig Gutes hoffen ließ. Und außerdem mußte der so vielfach Getäuschte jetzt auch noch eine Abnahme seines Ruhmes als Dichter befürchten.

Die Bekenntnisse nämlich, mit denen er im „Don Juan" vor sich selbst und vor der Welt gewissermaßen Buße gethan hatte, machten auf seine prüden Lands-

leute einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Man nahm diese wunderbar-rührende Beichte nicht als eine Büßung, als Selbstanklage und in ihr bittende Vergebung auf, sondern erfaßte die Aeußerlichkeit der barocken Form allein, um mit ihr den Inhalt und dessen Schöpfer unbarmherzig zu verdammen.

Sich verkannt zu sehen ist immer schmerzlich, hat man aber ein gutes Recht, für eine treu gemeinte Handlung, wenn nicht Dank, doch Anerkennung zu erwarten, und sieht nun einen Strom von Schmähungen über sich hereinbrechen; so mag ein zurückbleibendes Gefühl von Erbitterung vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Bei unserm Freunde wirkte aber diese abermalige Verkennung seiner Absichten nachhaltiger, als bei den meisten Menschen. Er ward von neuem irre an sich, an der Welt, an Gott. Es fehlte wenig, so hätte er sich abermals mit jauchzender Wuth in dieselben Verirrungen gestürzt, denen er seit einiger Zeit entflohen war, und die er eben in dem mißverstandenen Gedicht unter Lächeln, Spott und betender Andacht

bereut hatte. Sein ohnehin schon fest gewurzelter Glaube: daß die Menschen an dem hervorragenden Einzelnen nur das Beklagenswerthe zu erfassen und äußerst geschickt, ja satanisch listig zum Allerschlimmsten zu verkehren wüßten, alles Gute und Große dagegen entweder gleichgültig verschwiegen oder mißdeutend ebenfalls in den Schmutz herabzuziehen suchten, ward nunmehr bei ihm zur unumstößlichen Ueberzeugung. Hätte ihm Therese mit dem ausdauernden Edelmuth ihrer Gesinnung nicht so nahe gestanden, ihn nicht wiederholt durch fleißige Briefe voll der reinsten hingebendsten Liebe von seinen Grübeleien abgezogen, so würde es traurig um den vielfach Gekränkten ausgesehen haben.

Doch auch die innigsten Worte der Liebe bändigten den finstern Geist immer nur auf Stunden und Tage, dann kehrte er mit verstärkter Kraft wieder zurück, und wühlte um so ungestörter in dem Lebensmarke des Dichters, je entfernter die sanfte Hand war, die ihn allein verscheuchen, den Sturm beschwichtigen konnte. Da erschollen auf einmal dunkle Ge-

rüchte von aufrührerischen Bewegungen in Griechenland. Blut sollte geflossen, mehrere kühne Häuptlinge gegen ihre türkischen Unterdrücker zusammengetreten sein. Das Volk, hieß es, hoffe mit Zuversicht auf gewisse, baldige Befreiung. —

Ein Wort, ein bloßer Schall aus jenem Lande genügte, Byron's Gedanken von allen andern Dingen abzuziehen und ihn mit neuen, schwärmerischen Hoffnungen zu erfüllen. Er meldete das unsichere Gerücht der Geliebten und deren nächsten Verwandten, und als nun von dieser Seite ausführlichere Berichte über die Vorgänge in Griechenland ihn erreichten, die Theilnahme der vertriebenen Patrioten laut bekannten, und Pisa, wo die Verbannten eine sichere Zuflucht gefunden hatten, als ein nicht unbedeutender Sammelplatz aller Griechenfreunde genannt ward: da konnte den Einsamen Ravenna nicht mehr fesseln. Er packte in ungestümer Hast seine Habseligkeiten mit all dem barocken Zubehör, an dem er nun einmal hing, zusammen, und reiste über Bologna und Florenz, ohne bedeutenden Auf-

enthalt nach Pisa, vor dessen Thor ihm die Geliebte wie ein glückbringender Schutzgeist mit freudigem Entzücken begrüßte. —

Auf der schönsten Straße jener Stadt, dem Lung' Arno, erhebt sich der in alterthümlicher Pracht und riesenhaften Dimensionen erbaute Palast der Lanfranchi. Das Geschlecht seiner ehemaligen Besitzer ist längst erloschen, sagenhaft nur lebt es noch fort in der Tradition unter den Bewohnern Pisa's, aber selbst das Wenige, was sich von den ehemals Gewaltigen erhalten hat, trägt einen düstern, beinahe verbrecherischen Charakter. Und wer die tönenden Hallen des einsamen Palastes betritt, die vielen Nischen in dem Gemäuer sieht, die finstern, von der Zeit geschwärzten Ahnenbilder der Lanfranchi, die noch die Wände einiger Zimmer schmücken, der kann sich eines unheimlichen Schauer's nicht erwehren. Ein Zimmer zeichnet sich vor andern in dem Palaste aus, theils durch seine überraschende Aussicht auf einen Theil der Stadt und die goldenen Wellen des Arno, theils durch die auffallend trübe Färbung im Innern. Aus

den Fenstern kann man den hängenden Thurm der Stadt und einen Theil des verhängnißvollen Gebäudes erblicken, das noch heutigen Tages den Namen des Ugolinothurmes führt. Das Innere des Zimmers enthält das Gemälde des berüchtigten Lanfranchi, auf dessen Betrieb der verfolgte Ugolino dem Hungertode Preis gegeben wurde. Mit finsterm, menschenfeindlichen Auge überblickt er das weite Gemach, besonders aber scheint es auf einer Stelle des Gemäuers zu haften, wo untrüglichen Spuren zufolge in früherer Zeit Jemand eingemauert worden sein muß.

Diesen weitschichtigen Palast, und in ihm wieder das beschriebene unheimliche Zimmer, wählte sich unser Freund zur Wohnung. Es blieb ungewiß, was von meisten die Wahl seiner Wohnungen bestimmte, ob solche Orte, die aufreizend sein Nervenleben ergriffen, seine Phantasie mit den widersprechendsten Bildern lockten und täuschten, oder der strahlende Glanz eines ehemals hochberühmten Namens. Daß ihm der letztere nicht gleichgültig war, haben wir

schon oft bemerkt, ja zuweilen schien es sogar, als sei er auf der Stelle bereit, seinen unvergänglichen Dichterruhm gänzlich dem hohen Alterthume seiner ruhmvollen Abstammung zu opfern; und es wird immer ein seltenes Beispiel von der Vielseitigkeit menschlicher Charakterbildung bleiben, daß Byron ein eben so entschiedener, von Herzen warmer Republikaner und daneben wieder ein vollkommen in sein Adelthum verliebter, auf sein Wappen stolzer Aristokrat war.

Da unser Freund die Absicht hatte, längere Zeit in Pisa zu bleiben, so unterließ er nicht, sich mit all dem seltsamen Hausrath auch hier wieder zu umgeben, der sein bloßes Erscheinen schon bei Jedermann zu einem Ereigniß machen mußte. Es gab Hühner, Pfauen, Affen, selbst Krähen in Byron's Wohnung, und den Eingang zu seinem Zimmer bewachte abermals eine riesengroße Dogge, die jedem Ungeweihten den Eintritt verweigerte.

So behäbig und ganz in seinem Elemente der Dichter sich nun befand, so unangenehm berührte der

neue Zufluchtsort seinen Kammerdiener. Fletcher war ein abgesagter Feind alles romantisch Anziehenden, am meisten aber haßte er alte, wüste Gebäude, mochten sie sonst auch noch so berühmt und historisch interessant sein. Es vergingen daher auch nur wenige Tage, und Fletchers Mienen nahmen jenen komisch niedergeschlagenen Ausdruck an, der seinen Herrn jederzeit in lustige Stimmung versetzte.

„Was ist Dir begegnet, mein tapferer William?“ fragte ihn Byron, als er den Betrübten eines Abends schweigend vor dem Bilde des erwähnten Lanfranchi stehen und seine Augen furchtsam nach der unheimlichen Stelle in der Mauer hinüberschweifen sah.

„Ich denke an meinen Tod, Mylord,“ erwiederte Fletcher.

„An den Tod! Was Dir doch einfällt! Siehst ja so gesund und wohlgenährt aus, wie ein Hammel aus Northamptonshire. Gedanken solcher Art überlasse lieber Deinem Herrn. Dem stehen sie besser an, obwohl er jünger ist, als Du. Wächst ihm doch schon ein so grauer Schnurrbart, als hätte ihm eine

der häßlichen Hexen geküßt, die den edlen Makbeth zum Than von Cawdor ernannten."

„O das ist Alles möglich!" seufzte Fletcher.

„Was?" rief lachend der Dichter. „Es wäre möglich, daß das schönste, herrlichste, glühendste, sinnenreizendste und seelenverführerischste Weib der Welt eine alte Hexe sei? Nun das sollst Du mir büßen, hab' ich nur erst die Unterwelt betreten!"

„Je nun," versetzte Fletcher, „wenn die edle Gräfin im Stande gewesen ist, Sie in diesen schauerlichen Steinhaufen zu locken — hu! — so meine ich nur, mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß, der Meinung sein zu dürfen, daß Alles, was sonst noch auf Erden nur von fern an das Mögliche streift, sich in ein Wirkliches verwandeln könne."

„Bei Gott, eine treffliche Beweisführung!" lachte Byron. „Doch jetzt sprich ernsthaft, guter Lehrling der Trübsal: was hast Du auf dem Herzen?" Was drückt, was beängstigt Dich?"

„Haben Sie einen gesunden Schlaf in diesen Gewölben?"

„Rum und Wasser sind zwei vortreffliche absolvirende Beichtväter. Sie singen die wildesten Gedanken ein und speisen das hungrige Gewissen mit dem seligsten Gähnen ab, das sich ein solches Zinkenthier, wie der Mensch, nur wünschen kann."

„Gut, so will ich Rum saufen, bis mir die Zunge zum Halse heraustanzt," sprach Fletcher zornig, „sonst hole der — nein, versündigen will ich mich nicht, aber sterben werd' ich, Mylord, und zwar in den nächsten Tagen. Und dann will ich doch sehen, was aus Ew. Herrlichkeit werden wird."

„Das ist wahr, lieber William. Wenn Du sterben solltest, bin ich verloren zeitlich und ewig! Darum sollst Du auch leben, trotz Deines Aergers, und alle guten Geister sollen Dich bewachen."

„Du mein Herz, gute Geister!" rief Fletcher mit einem mitleidigen Blick gen Himmel. „An Geistern oder Gespenstern, meinetwegen auch an Gescheechen, wie die Walliser sagen, ist in diesem vermaledeiten Steinhaufen kein Mangel, die guten hab' ich nur leider bis jetzt noch nicht entdecken können. Gott im

Himmel, Mylord, ich begreife Sie nicht! Denn wenn Sie ruhig schlafen können, so sind Sie entweder selber schon ein Geist, oder alles Geisterhafte muß längst schon von Ihnen gewichen sein. Nein, Mylord, in diesen Gewölben ist ein Heidenlärm! Das knistert, das rauschelt, das seufzt, schlürft, knarrt, kracht und rummelpufft alle Nächte zum Entsetzen! Und wo Sie nur hinsehen, überall begegnen Sie der schmalbäckigen Fratze, die da vor Ihnen hängt. Und nun komme mir Einer und lobe die Italiener; ich möcht' es ihm einträncken. Solche Kerls, solche Blicke! I nun, wenn sich der Teufel einmal die Augen in der Hölle verbrennen sollte, hier in dem „gesegneten Italien" kann er sich bald ein Paar neue holen. Ich mag sie nicht sehen, weder todt noch lebendig! Die Augen bind' ich mir zu, und das noch heutigen Tages, und sollt' ich ein ganz neues Leben deshalb anfangen müssen."

Byron brach in ein unmäßiges Gelächter aus, das aber so komisch klang und in so gutmüthigem Tone erscholl, daß Fletcher zuletzt selbst mit einstim-

men mußte, seine Angst über der Herzlichkeit seines geliebten Herrn vergaß, und unaufgefordert Blut und Leben für ihn zu lassen versprach.

„Ich weiß, ich weiß," erwiederte Byron. „Du bist der treueste Mensch auf Erden und sollst schon deshalb von keinem Gespenst mehr geplagt werden. Künftig magst Du dicht vor meiner Thür schlafen. Da bist Du sicher vor jedem unheimlichen Gaste; denn in meine Nähe wagt sich kein Geist, wenn er nicht sehr schönes Fleisch und einen starken Knochenbau hat, und solche Nachtgeister weiß ich so zärtlich zu behandeln, daß sie Niemand durch überlautes Seufzen stören. Halte Dich nur brav, mein guter Rummelpuff."

„Signor Mylord," sprach eine tiefe Baßstimme an der Thür, die dem riesigen Tita angehörte, „'s ist eine martialische Person draußen, die Sie zu sprechen wünscht; der Mensch hat ein Gesicht, wie ein Gauner."

„Gewiß ärgert Dich seine Aehnlichkeit mit Dir," sprach unser Freund, „und dafür willst Du ihn bei

mir anschwärzen. Geh, Unhold, und laß ihn eintreten, wenn er nur irgend einen menschlichen Zug noch an sich trägt."

Tita trat zurück, die Dogge brummte und bäumte sich rasselnd an der Kette gegen den Fremden. Bald darauf trat der Unbekannte in das dämmrige Zimmer.

Es war ein breitschultriger, hoch gewachsener Mann, mit sonnengebräuntem Gesicht, das ein dunkler, starker Bart umwallte. Sein Blick hatte etwas Mildes, doch schien es durch lange Gewohnheit oder ein wüstes Leben in roher Verwilderung großentheils untergegangen zu sein. Seine Tracht verrieth den Kenner des Morgenlandes und brachte ihn unserm wunderlichen Freunde schnell ungewöhnlich nahe.

Der Fremde blieb eine Zeit lang ruhig, ohne zu sprechen, an der Thür stehen. Byron lehnte am Tisch und spielte mit seinem Dolch, indem er ihn in die Luft warf und wieder auffing. So sehr ihn auch die Neugier plagte, sein Stolz und seine Eitelkeit waren mächtiger. Er wartete geduldig auf den Gruß des Fremden.

Endlich trat dieser näher. „Sie sind also Lord Byron?“ sprach er mit kräftiger, etwas rauher Stimme. „Ungefähr so hab' ich Sie mir gedacht, nur ein wenig rabuster, und etwas auch äußerlich verteufelter. Thut aber nichts, Sie sind doch ein ganzer Giaur, und so sein Sie denn bedankt, weil Sie mich so gut getroffen haben.“

Er ergriff die Hand unseres Freundes, die wie ein Kinderhändchen in der Seinen ruhte, und preßte sie im Gefühl der Freude so stark zwischen seinen Fingern, daß der Dichter beinahe laut aufgeschrieen hätte. Fletcher schüttelte den Kopf und murmelte leis vor sich hin: „Wieder eine neue Pflanze aus dem Genus „„verrückte Seeungeheuer,““ Species „„exotisches Tollkraut.““

„Sehr verbunden,“ sprach Byron, die schmerzende Hand schüttelnd. „Indeß muß ich die Ehre, Sie je gezeichnet zu haben, durchaus ablehnen.“

„Wozu die Flausen, Mylord!“ fiel der Fremde mit gewaltiger Stimme ein. „Ich hasse alle Complimente, und meine, Sie halten es eben so, da Ihre

Worte just nicht sehr nach Moschusblüthen duften. Halten Sie mir also meine Derbheit zu Gute, wenn sie Ihnen unbequem ist. Ich fand Meeresdonner in Ihren Gedichten, ich fühlte ein Herz schlagen in Ihren Worten, das mir von orientalischer Gluth erfüllt schien, und Leidenschaften brannten auf Ihrer Seele. Da dachte ich bei mir selbst: der ist ein Mensch, dem die abendländischen Banditen in Frack und Halsbinde die Haut noch nicht geritzt haben. Gut. Sind Sie aber anders beschaffen in Herz und Mienen, als sie geschrieben haben; so wollte ich, das Papier wäre Ihnen unter den Händen zu krummen malayischen Dolchen geworden und hätte jede Faser Ihres Herzens in unsichtbare dünne Fädchen zerschnitten. Adieu dann auf Nimmerwiedersehen!"

„Halt, halt!" rief Byron, die Hand des sonderbaren Gastes erfassend. „So schnell kommen Sie nicht aus den Klauen des „Satanischen" wie meine lieben Landsleute mich nennen, Sie müßten denn der erste Wirrkopf sein wollen, der den tollen Byron

vollkommen unumgänglich fände. Wie heißen Sie, Herr Sonderbar?"

„Trelawney, Mylord, bin meines Zeichens ein ehrlicher Seeräuber, hab' Ihren Corsaren gelesen und dabei gefunden, daß Sie Menschen zeichnen können, obschon ich jetzt auf den Gedanken komme, daß Sie selbst mehr Aehnlichkeit mit ihrem Corsaren haben, als ich."

Ein stolzes Lächeln spielte um die Lippen des Dichters. „Also ein Mann, der die Papierbündel zerschnitten hat, die man bei civilisirten Völkern Gesetze nennt?" sprach Byron, „ein Verbrecher, vielleicht zur Galeere reif, und doch ein Mensch, dem ein Fingerdruck auf sein Herz in allen Nerven erbeben machen kann? So sein Sie mir gegrüßt, Mr. Trelawney. Unter Menschen bin ich immer gern Mensch, nur da, wo man geflissentlich sein bischen Gottähnlichkeit mit Bonmot's wirft, mit fader Heuchelei ohrfeigt, stecke ich die Larve des respectirten Titels vor."

Das Gespräch ward nun offener und bedeuten-

der. Bald trat auch Shelley ein, der seit kurzem aus Neapel und Rom nach Oberitalien zurückgekehrt war, und nun nach den wunderbarsten, zum Theil an das Grausenhafte streifenden Lebensereignissen, im Umgange mit Byron Erheiterung, in dessen Nähe ein Asyl für den Rest seiner Tage suchte.

Es möchte schwer sein, drei originellere und in jeder Weise verschiedenere Menschen wieder aufzufinden, als es Byron, Shelley und Trelawney waren. Alle drei hatten vielleicht ursprünglich nichts mit einander gemein, als ein ähnliches Jugendleben. Dies hatte sie frühzeitig der stabilen Gesellschaft entfremdet, sie dem allgemein gültigen Sittengesetz, der herkömmlichen Civilisation, jeder geachteten Gewohnheit, jedem Brauch feindselig gegenüber gestellt. Bei Keinem aber war die Opposition gegen Geist und Leib abendländischer Cultur und Sitte so bis zur gebietenden Wildheit ausgeartet, wie bei Trelawney. Ihm war Alles durch ein eisernes Schicksal genommen, nur sein edles Herz nicht, das noch immer heiß, aber auch stolz für alles Große schlug, ob es

auch tausend Wunden zerrissen, zahllose Ungerechtigkeiten gegen manche Gefühle verhärtet hatten. Er erzählte den neuen Freunden seine Geschichte, von der wir in der Kürze die wichtigsten Begebenheiten den seltenen Mann selbst im Folgenden wiederholen lassen.

„Die tückische Grausamkeit der Lehrer in unsern Kostschulen hat mich zu dem gemacht, was ich bin," sprach Trelawney. „Ich war ein toller Junge, der ein bloßes Gesetz deshalb, weil es weiter nichts, als eben Gesetz war, schon als Kind nicht besonders achtete. Diese Sonderbarkeit brachte mich frühzeitig mit dem Willen meines Vaters, eines strengen, kalten, oft sogar lieblosen Mannes, in Conflict. Da er kein Freund von vielen Worten war, die Erziehung seiner Kinder langweilig fand und meinen Unabhängigkeitssinn gern gebrochen wünschte, that er mich in eine jener systematischen Marteranstalten, die man in England Kostschulen nennt, deren Vorsteher aber herzlose, speculative Teufel sind, die blos Geld und nichts als Geld verdienen wollen, und dabei die

zarten Herzen von vielen hundert unschuldigen Kindern entweder frühzeitig brechen oder sie mit so übersprudelndem Gift füllen, daß es unter die größten Wunder gehört, wenn solche Zöglinge dem Galgen entgehen.

„Ruthe und Stock machten sehr bald vertrauliche Bekanntschaft mit meinen Gliedmaßen, indeß, da ich ein derber, robuster Junge und viel zu stolz war, um mich einer Schwäche zu überlassen, so wußte ich allen Mißhandlungen, jedem Schmerz durch ein wildes Hohngelächter zu entgehen. Die Prügel härteten mich nur ab, anstatt mich zu demüthigen, und als ich dies bemerkte, war es mir ganz recht, daß meine Handlungsweise mir täglich eine hübsche Tracht Stockschläge eintrug. Ich fühlte sie wenig, sie stachelten nur mein Rachegefühl, schärften meinen Trotz, meine List. All mein Bestreben aber zweckte darauf ab, an dem grausamen Lehrer die empfindlichste Rache zu nehmen; denn an's Lernen dachte ich nicht mehr. Ich wollte nichts lernen aus Wuth gegen eine so niederträchtige Anstalt.

„Eines Tages, als uns der Lehrer wie Schafe durch die Felder spazieren hetzte, trat ich mit einigen der Beherztesten von meinen Mitgeprügelten hinter einen Haselnußbusch. Schnell schnitten wir uns schlanke Stäbchen ab, fielen damit über den Lehrer her und zerschlugen seinen vermaledeiten Körper, daß eine ganze Schiffsmannschaft davon mit Karbonade hätte gefüttert werden können. Ich glaube, die arme Seele ist an den Folgen dieses genialen Schülerstreiches einige Zeit darauf gestorben. Mir nun trug meine Rache grade auch keine Rosen. Denn nachdem ich zuvor empfinden mußte, daß ich noch immer zu viel Gefühl im Körper behalten hatte, schickte mich mein verdrießlicher Vater auf ein Kriegsschiff, wo ich von unten auf zu dienen begann. Auch hier gab es harte Nüsse zu knacken, Püffe auszuhalten, Stöße zu ertragen. Das aber störte mich Alles nicht mehr. Ich machte mich Untergegebenen und Vorgesetzten durch meine Wuth, meine Körperkraft furchtbar, und war ihnen meist auch an Geist und Muth überlegen. So trieb ich's denn toll genug, bis un-

ser Schiff in Ostindien Anker warf. Hier bediente ich mich der Freiheit des Orients, rächte mich zuerst mit schwerer Hand an meinen neuen Feinden und razionirte mich dann selbst. Kurz darauf nahm ich Dienste bei einem freisinnigen, heldenmüthigen und edelherzigen Manne, der bei den Engländern ein verbrecherischer Freibeuter hieß. Bei ihm fing ich erst an zu leben, van Ruyter lehrte mich die Freiheit kennen, die Tugenden und Laster der Menschen verstehen und die Leidenschaften als diejenigen Eigenschaften achten, die uns zu den Göttern der Erde erheben.

„Zehn Jahre war ich mit ihm verbündet und vollbrachte manche That, die unter dem Schilde der Civilisation, unter der Flagge irgend einer königlichen Machtvollkommenheit mich auf ewige Zeiten groß gemacht, mit Reichthümern und Würden mich überhäuft haben würde. So aber lebte ich nur meinem Gesetz, nur der dunkelblaue Himmel, das purpurglühende Meer Indiens sahen meine Heldenthaten, und die Geschichte wird davon schweigen. Was kümmert's mich! Ich führte ein unvergeßlich schönes,

glückliches Leben, bis die Liebe, dieser Dolchstoß des Glückes, in mein Herz drang. Zoloë, einem wunderbaren, zarten Geschöpfe, schlank und leicht gebaut, wie eine Gazelle, liebeglühend, wie die Sonne auf den glückseligen Inseln, rettete ich das Leben bei einer blutigen Affaire, die wir gegen die Marhatten ausführten. Zoloë liebte mich, wie ein Engel einen Gott oder einen Dämon lieben muß. Was ich ihr war, ich weiß es nicht, mir aber war Zoloë mein Christus. Sie ward mein Weib unter dem Gesang der Geisterstimme, die von Ceylon's blühendem Eilande über die rollenden Wogen klingt. Die Sterne waren die Weihetropfen, die Segen herabträuften auf unsere Häupter, des Himmels wunderbares Rauschen segnete uns ein, aber kein Pfaffe betete, keine alten Weiber plärrten zu unserm Ehebunde ihre geistlosen Liederverse. Soll ich betheuern, daß unsere Ehe, auf freiem Meere frei und ungebunden geschlossen, glücklich war? Meine Thaten müßten es bezeugen, wenn man sie beachtet hätte. Nie kämpfte ich muthiger, nie siegte ich öfterer, als seit

Zoloës Kuß mich segnete, ihre Umarmung mich selig machte. Der tückische Malaye weiß Vieles davon zu erzählen, denn gar Mancher fühlte mein Messer zwischen seinen Rippen.

„Doch bald stiegen drohende Wolken an meinem Lebenshimmel auf. Das Glück macht neidisch, und wir sind allesammt nicht so gut und großmüthig, um die Seligkeit Anderer lange ertragen zu können. Man stellte Zoloë nach, man suchte ihre Liebe zu mir zu untergraben, da aber ein solches Unternehmen an Wahnsinn gränzte, so ging man zuletzt sicherer. Ein feines Gift ward ihr beigebracht, an dem sie langsam verwelkte. Mit süßem Liebeshauch verschied sie in meinen Armen. Ich war außer mir. Mein Schmerz war so furchtbar, meine Wuth so tobend, daß mich meine Freunde fesseln mußten, um mich vor einem blinden Morden, „einem Tollmorden-Rennen," wie die Malayen sagen, zu schützen.

„Als ich abgespannt endlich wieder zu mir kam, hatte van Ruyter bereits Anstalt zur Bestattung Zoloë's getroffen. An dem Gestade einer zauberhaften

Insel war ein Holzstoß aufgeschichtet, dessen Flammen die liebliche Hülle der Todten verzehren sollten. In einer kupfernen Schale, mit duftenden Blumen bekränzt, von Gewürz überschüttet, ruhte der schöne Leichnam. Die Flammen schlugen prasselnd über ihn zusammen, eine kurze Frist und Zoloë war in duftender Asche verglüht. Mich faßte ein verzehrendes Fieber, meine Freunde pflegten mich mit treuer Aufmerksamkeit. Als ich genesen war, überreichte mir van Ruyter ein zierliches Mahagonykästchen — es enthielt die Ueberreste meines Weibes. —

„Nun ward mir der Orient mit all' seiner Pracht, seinem sonnigen Aether, mit dem Glanz seiner poetischen Nächte, mit seinen ungebändigten, aber erhabenen Menschen zuwider. Es zog mich zurück nach dem Abendlande, nach Europa, um dort schlaff und matt zu werden und zum Tode eines Christen mich würdig vorzubereiten. Der Seeräuber Trelawney, der mit zwanzig Heldenthaten, die man in Europa Morde nennt, prangen konnte, verspürte Lust zur Möncherei! — Ich schiffte mich ein, die Langeweile ließ mich

nach Büchern greifen; denn ich wollte, der Heimath näher kommend, doch auch wissen, was man in England seither gethan, geschrieben und gefaselt habe. Zwei Gedichte zogen mich an. Sie hießen „der Giaur“ und „der Corsar.“ Als Verfasser nannte sich Lord Byron, und da ich in diesen Gedichten theils mich selbst wiederfand, in jeder Zeile aber ein ungezähmtes leidenschaftliches Herz, erfüllt von Groll und Haß gegen unsere zahm gepeitschten Sitten; so nahm ich mir vor, dem Verfasser die Hand zu drücken. So bin ich hieher gekommen, Mylord, und wenn Sie mich nach diesen etwas durcheinander geworfenen Bekenntnissen noch achten können, wünschte ich so lange mit Ihnen und Ihren Freunden zu verkehren, bis mich die Unruhe meines Geistes und Herzens wieder fortjagt, vielleicht nach Griechenland, wo es jetzt Schädel zu spalten und weidlich viel Hälse abzuschneiden gibt.“

Die Freunde hatten mit steigender Aufmerksamkeit dem seltsamen Manne zugehört. Seine romantische Keckheit, sein abenteuerliches Räuberleben, die

Schmerzen und Täuschungen, die der Fremdling erlitten hatte, verbunden mit der frischen Herzenswärme, die Zeuge einer schönen, tiefen Menschlichkeit war, erwarben ihm schnell Byron's Zuneigung. Und um diese noch inniger sich aussprechen zu lassen, hatte Trelawney, ohne es zu wissen und zu wollen, die schwächste Seite des Dichters berührt, indem er durch die gethanenen Aeußerungen der Eitelkeit Byron's auf die ungesuchteste Weise schmeichelte.

Schnell war ein inniger Bund geschlossen, den Shelley's ausgleichende Milde bald zu ergänzen, bald auch durch beissende Bemerkungen zu rechter Zeit wieder zu lockern verstand, wenn Byron's heftiges Gemüth die Gränzen der neuen Freundschaft übereilt zu eng ziehen wollte.

Trelawney sprach nun viel auch über Griechenland, das er kürzlich erst besucht hatte, und diese oft wiederholten Gespräche, an denen die beiden Grafen Gamba, nicht selten auch Therese Theil nahmen, versetzte unsern Freund in eine seltsame, wechselvolle Stimmung. Wie früher mit dem Thun und Trach-

ten der Carbonari, beschäftigte er sich jetzt mit dem immer lebhafter ertönenden Kampfe der Griechen. Mit Ungeduld bemächtigte er sich jeder Nachricht, sprach mit der lebhaftesten Theilnahme Fremde, welche Pisa berührten, um nach Livorno zu eilen und von dort aus nach Griechenland zu gehen. Seine Tage waren fast einzig und allein dem Gespräch über das Wohl und Wehe der Hellenen gewidmet, nur der späte Abend hatte für ihn eine Stunde, die er an Theresens liebevollem Herzen verträumte, bis ihn der Zauber der Nacht und die Gluth seines viel bewegten Innern in das knisternde Gemach seines Palastes zurückführte, und dort zu neuen Schöpfungen, voll Lust und Schmerz, voll Leidenschaft, voll gläubiger Liebe und zweifelnder, wildfrivoler Spötterei trieben.

Unterdeß war der Aufstand der Griechen zur vollkommensten, blutigsten Revolution geworden. Alle Nationen nahmen Theil an dem Heldenkampfe des kleinen Völkchens, reiche Privatleute unterstützten die christlichen Brüder durch Geldsendungen, begeisterte Jünglinge aus allen Nationen eilten nach dem klas-

sischen Lande des Alterthums, um unter den Enkeln Miltiades' und Leonidas' für die Freiheit zu fechten.

Diese ununterbrochenen Wanderungen Fremder, die vielen Nachrichten von begründeten Griechenvereinen, die jetzt von allen Seiten einliefen, beunruhigten und entzückten den für Hellas von jeher schwärmenden Byron. Und doch sahen ihn seine Freunde nie heiter, nie aufgelegt zu Scherzen und Gesprächen, die er doch so sehr liebte. Er ging in sich vertieft durch die Straßen, nur wenn ein Grieche, deren es mehrere in Pisa gab, oder der greise griechische Bischof ihm begegnete, der täglich auf dem Lung' Arno seinen Spaziergang hielt, ward er lebendig und kehrte mit verklärten Zügen in seine Wohnung zurück.

Nach längerer Zeit endlich übernahm es Therese, den geliebten Freund um den Grund dieses sich widersprechenden Benehmens zu fragen. Sie benutzte dazu einen stillen, paradiesischen Abend, wie deren das glückliche Italien so viele hat, wo Liebe und Poesie auf den flüsternden Wellen der blauen Luft

sich wiegen und den Schmerz, den Kummer von jeder Stirne fächeln.

Byron hatte die Geliebte schon seit einigen Tagen zu sich geladen, damit sie seine Büste sähe, an der seit längerer Zeit der Bildhauer Bartollini arbeitete. Es dämmerte, als Therese, von ihrem Bruder begleitet, in den Palast Lanfranchi trat. Pietro verließ die Schwester der getroffenen Abrede gemäß und die Gräfin betrat, von Fletcher sicher durch die Fährnisse des von der Dogge bewachten Ganges geleitet, das Zimmer des Freundes.

Ein gedämpfter Strahl des schnell verlöschenden Tageslichtes erhellte noch das große, prachtvolle Gemach und fiel mit grellem Geisterschein auf das bleiche Gesicht des Dichters, der in gedrückter Stellung auf einem Stuhle saß, sein Kinn trotzig auf die geballte Faust stützend. Unverwandt, mit einem Blick des Entsetzens, betrachtete er einen Gegenstand, der den Augen der Gräfin durch verhüllende grünseidene Vorhänge verborgen blieb.

Leis näherte sich Therese dem Freunde, und jetzt

als sie bald hinter ihm stand, erblickte sie die Marmorbüste des Dichters, die, eben vollendet, ihrem lebenden Originale gegenüber aufgestellt war.

„Warum so traurig, mein theurer Freund? sprach sie flüsternd, mit sanfter Lippe die Stirn des Dichters streifend. „Du bist seit einiger Zeit so betrübt," fuhr sie fort, „daß ich fürchten muß, Deine Liebe zu mir ist verschwunden, Dein Herz fühlt nichts mehr für mich, Du möchtest mich lieber nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen! Hab' ich das wohl verdient, Du böser, stolzer, geliebter Mann?"

„Du nicht, geliebte, himmlische Therese," erwiederte Byron, indem er die Gräfin liebkosend umschlang. „Du bist die Madonna, zu der ich bete; in Dein blaues Auge senke ich meine Seele, daß sie da von Deinen perlenden Thränen die Weihe für alles Schöne und Große empfange; aber was hilft mir das Alles! Ich bin einmal verdammt und verflucht, an hohlen Wünschen mich abzumartern. Die milde Vorsehung zeigt mir immer das Futter in der goldenen Krippe, sobald ich aber nur die Zunge spitze,

stoße ich mir die Lippen wund am rohen Gestein, und das verlockende Bild ist verschwunden. Ha, ha, ha, ha, das ist Dichterseligkeit, das heißt Dichterwonne, Dichterlohn! Ich sage: der ist ein Hund, ein zottiger Köter, der je noch einen Vers schreibt und nicht bei der ersten Sylbe schon erstickt!"

„Ich begreife Dich nicht!" sprach Therese erschrocken. „Was ist Dir denn begegnet?"

„Begegnet, fragst Du? Reizendes Wesen, ich bitte Dich um meiner grauen Haare willen, sieh doch nur da hinüber, und Du wirst mich verstehen."

Theresens Augen ruhten forschend, von Thränen überfließend, auf der Büste des Dichters. Es verging eine Weile in tiefem Schweigen. Fletcher brachte brennende Kerzen in's Zimmer.

„Mir scheint, Bartollini hat Dich gut getroffen," sprach die Gräfin.

„Weiß es Gott!" rief Byron, „die Büste gleicht einem bejahrten Jesuiten auf das Treffendste. Aber ich habe die schauerliche Ahnung, daß ich ganz fürchterlich getroffen bin. Ist dies der Fall, so wird's

mit mir für diese Welt bald vorbei sein; denn ich sehe da aus, wie ein Siebenziger. Und das eben ist's, was mich so traurig macht, Geliebte! So nahe dem Grabe, mit einem verknorpelten Schädel, der den knöchernen Fingerdruck des nahenden Todes fühlt, jetzt, wo die Griechen um ihre Freiheit ringen und ich noch etwas thun könnte, um meine tausend Thorheiten durch eine einzige ruhmeswerthe That vergessen zu machen! O es ist zum Verzweifeln! Ich möchte die Hörner des Mondes fassen, mich hinaufschwingen in die wüsten Räume und wieder zurückstürzen, damit ich im Falle schon in Atome zerstäubte, und Niemand eine Spur mehr von mir entdecken könnte!"

„Wäre es denn nicht schöner," versetzte Therese mit unsicherer Stimme, „Du unternähmest als Lebender etwas für die Griechen? Sollte es dazu keinen Weg, keinen Anknüpfungspunct geben?"

„Hm," erwiederte Byron und sein Auge ruhte forschend auf den Zügen der Geliebten, „der Wege, die mich zum Ziele führten, gäbe es viele, aber —"

er stockte, seine Hand preßte zitternd den Arm der Gräfin.

„Was willst Du mir verschweigen, mein theurer, geliebter Freund?“ fragte ruhig, sanft bittend Therese. „Sprich es unverhohlen aus, vertraue Dich mir ganz, und sei überzeugt, daß ich Dich ruhig hören, Dich immer verstehen werde! Wie möchte ich mich sonst Deiner Liebe werth achten?“

„Die ganze Weltordnung ist eine verpfuschte Lumperei,“ rief der Dichter in heftiger Aufregung, „und doch wird verlangt, man solle jederzeit fein ruhig bleiben. Unsinn über Unsinn! Wie kann ein Mensch von heißem Blut sich in das sogenannte Schicksal des trotzköpfigen Panduren Zufall fügen, wenn zwei gleich bedeutsame Wünsche sich in seiner Brust kreuzen! Ich kann's nicht, und sollte mir der himmlische Purificationsact, an den ich stark glaube, Hände und Ohren wegbrennen! Geh mit mir, sei mein Weib, Therese, und meine Kräfte, meine Habe opfere ich für die Befreiung Griechenlands!“

Er beugte sich bittend, mit glühendem Liebesblick

über die schöne Frau, faßte ihre Hand, berührte im Kuß ihren Mund, ihre Augen. Therese zitterte vor innerer Bewegung, eine lange, bängliche Pause trat ein; dann schloß sie den Geliebten in stürmischer Umarmung an ihren Busen und lispelte unter fallenden Thränen die leisen Worte: „Nicht jetzt, edelste Seele, Morgen, in einigen Tagen sollst Du Antwort haben."

Sie riß sich aus den Armen des Dichters, eine gebietende Handbewegung der Scheidenden hielt den Ungestümen zurück. Er hörte die Stimme Pietro's und bald darauf das Rollen eines Wagens, der ihm die Geliebte entführte. Die gewaltige Aufregung ließ ihn nicht schlafen. Er wachte die ganze Nacht durch, ämsig beschäftigt, ein Verzeichniß der Mittel aufzusetzen, die er im Fall eines schnellen Entschlusses der griechischen Sache opfern könnte.

8.

Während nun so unser Dichter durch seinen unruhigen Geist von einem Vorsatze zum andern getrieben wurde, ohne doch einen festen Entschluß fassen

zu können, hatte sein erprobter Freund Shelley nach vielen betrübenden Lebenserfahrungen eine zufriedene Häuslichkeit gefunden. Die Villa Magni, an der schönen Bucht von Spezzia reizend gelegen, war seit einigen Monaten sein steter Aufenthalt. Dort störte ihn Niemand mehr in seinen Träumen, seinen weltumfassenden Phantasien. Er konnte unbeachtet Tage und Nächte sich im leichten Kahne auf der schimmernden Fluth schaukeln, und wie er dies oft zu thun pflegte, stundenlang in einer der versteckten Ufergrotten seine Gedanken und Empfindungen in wunderbaren Gedichten niederschreiben.

Mary, seine jugendliche Gattin, war fast das einzige Wesen, das den schwärmerischen Einsiedler unablässig umgab, denn wenn er auch mit bedeutenden und vorzüglichen Menschen in Verbindung blieb, so vermied er doch gern dauernde Annäherungen, da ihm mehrmals die empfindlichsten Kränkungen dadurch verursacht worden waren. Nur Byron machte eine Ausnahme. Wie dieser in Shelley den genialsten Dichter und Denker seines Volkes verehrte,

so bewunderte Shelley an Byron die meteorgleiche Beweglichkeit seines gewandten, sprühenden, unbegreiflichen Geistes. Und hatte er früher schon die düstere Erhabenheit seiner Dichtungen als unerreichbar anerkannt; so wurden jetzt alle seine Erwartungen übertroffen, seine größten Anforderungen noch überflügelt durch die majestätische Schöpfung „Kain." In diesem metaphysischen Gedicht witterte der tiefdenkende, fein fühlende Shelley die geistige Don Juans-Natur seines Freundes wieder heraus, die jetzt nach abgeworfener Schellenkappe in der düstern Tracht des zürnenden Sünders erscheint, der gern weinen, gern beten, gern bereuen möchte, wenn es dazu nur nicht des fatalen Kniefalles bedürfte. Dieser zähneknirschende Stolz des Genius imponirte dem schwärmerisch-poetischen Skeptiker. Und wie laut auch in England die orthodoxen Bischöfe donnern und lärmen mochten, wie furchtsam die schönen Töchter Englands dem dämonischen Gedicht aus dem Wege gingen; in Beiden regte sich doch ein lüsternes Zucken nach der verbotenen, verketzerten Speise, und

Alle verschlangen es zuletzt, ob auch schimpfend, mit gleichem Behagen.

Shelley hatte schon manche Unterredung mit dem Freunde über dieses großartige Gedicht gehabt. Beide lebten dabei nochmals die still vergnügten Stunden durch, die sie vor mehrern Jahren am genfer See zusammen genossen, und mußten sie sich selbst gestehen, daß jene nächtlichen Seefahrten, jenes Schwelgen in eigenen und fremden Gedanken, die erste Veranlassung zur Schöpfung des Kain gegeben; so konnte doch auch Keiner läugnen, daß die spätere leichtfertige, ja verworfene Lebensart des Dichters in Venedig die Dichtung selbst gezeitigt und ihrer glänzenden Vollendung entgegengeführt habe. Im Verein mit dem Seeräuber-Capitän Trelawney wurden darüber oft die tollsten Scherze gemacht, und mehr aus geistigem Uebermuth als des Spottes wegen, die Sünde als Gott der Dichtung hingestellt. Da man aber nicht Anstand nahm, auch vor Fremden ähnliche Meinungen auszusprechen, sich in paradoxen Sätzen und wild-genialen Bemerkungen zu überbieten; so

verbreitete sich bald in England das Gerücht, die Dichter Byron und Shelley hätten im Verein mit einem blutdürstigen Seeräuber eine neue poetische Schule gestiftet, die am passendsten mit dem Namen „die satanische" bezeichnet würde.

So lange die Freunde in Pisa zusammenlebten, ergötzten sie sich vereint an diesen mährchenhaften Gerüchten, nach erfolgter Trennung aber suchten sie wenigstens in fortwährender Verbindung mit einander zu bleiben, und da Byron der Beweglichere war, und die Entfernung von Pisa bis Lerici nicht gar groß; so führte ein Spazierritt die Freunde je zuweilen wieder zusammen.

Es war gegen Ende Juni im Jahre 1822, als Shelley ein Besuch von Byron angekündigt wurde. Der arme Freund hatte eine abermalige, schmerzhafte Prüfung erdulden müssen, die ihn so heftig erschütterte, daß ihm Zerstreuung Noth that. Jenes kleine Mädchen, Allegra, für das er mit väterlicher Zärtlichkeit Sorge trug, war ihm plötzlich vom Tode entrissen worden. Er hatte nun kein Kind mehr, denn

seine Tochter Ada war für ihn nicht vorhanden. Dies schmerzte, dies drückte ihn nieder und ward Ursache, daß er eine längere Zeit seine begeisterten Pläne für die Befreiung Griechenlands gänzlich vergaß. Er ließ die todte Hülle des Kindes nach England einschiffen und gab in einem rührenden Briefe einigen Vertrauten den Auftrag, dies Kind der Liebe wo möglich auf dem Kirchhofe zu Harrow beizusetzen. „Ich kenne dort ein Plätzchen,“ schrieb der trauernde Vater, „wo ich oft als Schulknabe saß und meine Träume an die Zukunft hing. Es ist dies ein Grabstein, von zwei alten Ulmen beschattet, der auf der Höhe des Kirchhofes sich befindet und von meinen Schulkameraden im Scherz „Byrons Grab“ genannt wurde. Dort wünschte ich Allegra begraben, wär' es auch nur, um der dunklen Macht ihren Willen zu lassen, die einem Wesen meines Stammes in der prophetischen Stimme der Jugend auf jener Stelle ein Grab anwies.“

Als der trauernde Dichter den ersten Schmerz überwunden hatte, suchte er durch Zerstreuung und

Wechsel seinem Geiste wieder Spannkraft zu geben. Ein Gespräch mit dem Freunde hielt er für diesen Zweck am geeignetsten. Er machte sich deshalb, nur von Fletcher und Trelawney begleitet, auf den Weg nach der Bucht von Spezzia.

Schon sahen die drei Reisenden den blauen Wasserspiegel in der Ferne aufblitzen, als Byron plötzlich sein Pferd anhielt und nach einem kleinen Olivenwäldchen deutend zu Trelawney sprach: „Geht dort nicht unser Freund?"

„Gott verdamme meine Augen, er ist's!" rief der Kapitän. „Soll ich ihn rufen?"

„Bis dort hinüber dringt Ihre Stimme nicht."

„Oho," lachte Trelawney, „ich überschreie den Sturm der indischen Meere, und wenn hier über uns nicht eine colossale Luftpumpe hängt, so sollen's die Fischer auf dem Golf dort hören!"

„Halt, Sir! die Hand vom Munde!" fiel Fletcher ängstlich ein und erfaßte den Arm des Kapitäns. Trelawney runzelte die Stirn. „Warum, Hans Zitteraal?" fragte er verächtlich. „Habt Ihr Angst,



es möchte Euch den Hirnkasten zersprengen? Laßt's immer geschehen. Ihr könnt dabei nicht viel verlieren."

„Mit Verlaub," entgegnete Fletcher, „abgesehen von der Möglichkeit, daß mein Gehirn eine unangenehme Contusion von dem Wiederhall Ihrer geschätzten Stimme kriegen könnte, wünschte ich Ihre Schreierei blos deshalb eingestellt, weil ich die furchtsame Meinung hege, daß jener Mann dort kein Mann sei."

„Im Namen aller Weisen der Erde," sprach Byron, „was soll es denn sonst sein, wenn kein Mann, wenn's nicht Shelley ist?"

„Wenn's Ew. Herrlichkeit erlauben, so halt' ich's für 'nen Dunst, ein Gespenst, ein Geschreeche, wie Die aus Wales sagen, just für ein solch Ding, an denen wir in Pisa einen gesegneten Ueberfluß haben."

Die beiden Freunde brachen in ein schallendes Gelächter aus, allein als sie sich wieder nach dem fern Wandelnden umsahen, war die Gestalt unter den Bäumen verschwunden. Sie ritten daher weiter,

nicht ohne den armen Fletcher mit seiner Furchtsamkeit vielfach zu foppen.

Ein leichtes Segelboot glitt grade über die Bucht, als die Reisenden in der Nähe der Villa abstiegen. Mary hatte sie bemerkt und eilte ihnen rasch entgegen. An der Thür der Villa empfing sie die Freunde mit herzlichem Gruß.

„Ist die Schlange schon wieder in ihre Höhle gekrochen?“ fragte Byron.

„Ich sehe Percy eben zurückkehren. In ein Paar Minuten wird er anlanden,“ sprach Mary. „Er hat guten Wind.“

„Wer? Ihr Mann?“ fragte Byron und sah verwundert auf Trelawney, der sich über das triumphirende Lächeln Fletchers ärgerte. Indem legte das Boot an und Shelley trat lächelnd den Freunden entgegen. „Seid herzlich gegrüßt,“ sprach er, „tretet ein und betrachtet Euch, wie zu Hause. Ich und meine Mary sind, unsere Paar Diener ausgenommen, ganz allein, und hätte ich nicht zuweilen eini-

gen überirdischen Besuch, so wäre unser Leben bei allem Reiz doch etwas einförmig."

„Gottloser Spötter!" sagte Mary und drohte dem Gatten scherzend mit dem Finger.

„Aber sagen Sie mir nur, lieber Shelley," nahm Byron wieder das Wort, „gingen Sie denn nicht vor einer halben Stunde in das Olivenwäldchen seitwärts Lerici? Oder hat irgend ein Gauner Ihnen Kleider und Gang gestohlen? Wir alle Drei haben Sie dort ganz tiefsinnig, gebückt, wie gewöhnlich, wandeln sehen und —"

„Erlauben Sie, Mylord," fiel Fletcher ein, „ich gehöre nicht mit zu den Dreien, denn ich sah blos Dunst, blustrigen Dunst, weiter nichts. Keinen Mann, keinen Mr. Shelley, nur so ein Bissel fahrigen Menschenschatten."

„Sagt mir nur," sprach Shelley, „ob Ihr aus dem Tollhause kommt? Seit drei Stunden bin ich hier auf dem Golf herumgesegelt, habe in der Grotte drüben gesonnen, ein Paar Verse geschrieben und später nur

recht lebhaft und sehnsuchtsvoll Eurer gedacht. Was soll denn nun dies Geschwätz?"

Die Freunde waren in das Wohnzimmer getreten, über Byron's Stirn schwebten die Schatten düsterer Gedanken. „Nun dann sind Sie ein Doppelgänger," sprach er schwer aufseufzend, „eine schillernde Schlange oder sonst ein ähnliches, verwandlungssüchtiges Ungethüm."

„So hätte ich mich nach Ihnen gebildet" erwiederte unbefangen der Freund. „Denn als Sie in Griechenland waren, sah man Sie eines Tages im Regentparck und später fand sich sogar von dem nämlichen Datum Ihr Name unter der Zahl der Besuchenden in Carlton-House von Ihrer eigenen Hand geschrieben."

„Gott behüte!" sagte Fletcher, „das wäre ja ein wahrhaftiges Umgehen noch bei lebendigem Leibe."

„Es ist wunderbar," versetzte Byron, „aber ich selbst habe es von den glaubwürdigsten Männern damals erzählen hören; ob das Gerücht blos erdichtet war, kann ich nicht sagen, denkbar aber scheint es

mir, daß Jemand aus Sehnsucht nach einem ihm innig Verbundenen, einem Bruder, einer Geliebten, einem treuen Freunde, seine Seele nebst einer körperhaften Schattenhülle auf wenige Minuten selbst in die entferntesten Länder senden könne, um den Gegenstand seiner Wünsche auch mit den Augen des Leibes zu sehen. Daß aber ein Mensch wie ich, der ich damals wie auch noch jetzt England und alles Englische von Herzen haßte, sich blos zum Scherz solle verdoppeln können, um seine unleserliche Pfote in ein Complimentirbuch zu kritzeln, das scheint mir die Galanterie des Körpers gegen die Seele etwas zu weit getrieben."

So spielten die Freunde das sonderbare Erlebniß ins Scherzhafte, bis der dunkelnde Abend zu ernsteren Gesprächen Anlaß gab. Shelley trug einige Stellen aus seinem eben vollendeten Gedicht „die Zauberin des Atlas" vor, das er größtentheils im offenen Segelboot, oder hingelagert an die Küste unter dem melodischen Surren der Brandung ausgearbeitet hatte. Auch sein erst begonnener „Triumph

des Lebens" kam zur Sprache und so knüpfte sich Gedanke an Gedanke, bis die kleine Gesellschaft endlich auf das geheimnißvolle Thema des Todes und der Unsterblichkeit gekommen war.

„Weiß Gott," sprach Byron, „ich fürchte mich nicht vor dem Tode, „nur das Dunkel, das hinter dem herabfallenden Vorhange dieses Lebens unheimlich treibt und fluthet, macht mich schaudern."

„Wären Sie ein gläubiger Mensch," bemerkte Mary, „so würde Sie dies gar nicht anfechten. Ihre Furcht ist blos eine Folge Ihres Zweifels."

„Gott bewahre!" fiel Trelawney ein. „Weder der Zweifel noch das dunkle und Geheimnißvolle der Zukunft setzen uns in Furcht, die Art unserer Bestattung ist es, dies widerliche Einscharren in die feuchte Erde, aus der gar kein Aufschwung denkbar. Ich kann es heute noch nicht begreifen, wie die Christen diese abgeschmackte, unästhetische Beerdigungsart von den Juden entlehnen konnten, während sie es doch so bequem hatten, sich an die heitern Griechen zu halten."

„Dem stimme ich bei," sagte Shelley. „Die Verbrennung der Körper hat etwas wunderbar Erhebendes. Die Zurückbleibenden sehen in der aufwärts flammenden Lohe eine Läuterung der irdischen Elemente des Todten. Selbst das Knistern der Flamme, das thätige Leben in diesem wunderbarsten aller Elemente, dies Singen und Tönen, dies Schmeicheln und Züngeln der Flammenspitzen gibt dem sinnigen Menschen so viel zu denken, daß es ihm leicht wird, in all' den tausend sprühenden Funken verwandelte Genien zu erblicken, die bereit sind, die losgebundene Seele nach ätherischeren Regionen emporzutragen. Und dann, wie schön ist es für die Zurückbleibenden, die Asche ihrer Lieben stets um sich zu haben! Wahrhaftig, dürfte ich mir eine Bestattung wählen, ich würde unbedingt die der Alten jeder andern vorziehen."

„Vielleicht entschied ich mich ebenfalls dafür," sprach Byron, „die Furcht vor der Zukunft nach dem Tode aber fühle ich dadurch nicht gemindert. Deshalb ist es am schönsten, wenn der unheimliche

Gast recht unerwartet erscheint, in der Feldschlacht, auf offenem Meer, oder, was ich für die poetischste Todesart halte, durch den Blitz. Wem der Himmel sein Feuer sendet, ihn von der Erde abzurufen, der muß gut angeschrieben stehen im Gedenkbuche des Schöpfers."

Diese und ähnliche Gespräche wiederholten sich alle Abende, und zerstreuten und erhoben den gedrückten Byron so sehr, daß er nach einigen Tagen sichtbar erheitert den Rückweg nach Pisa wieder antreten konnte. Shelley sagte seinen baldigen Gegenbesuch mit einem Freunde zu, dessen Eintreffen er in den nächsten Tagen erwartete, und als die Freunde schieden, sprach Byron lachend: „Ich bitte mir aus, daß sie sich heute wieder an jenem Wäldchen sehen lassen, sonst glaub' ich, Ihre irdische Laufbahn ist bald beendigt."

„Was ich vermag, soll geschehen," erwiederte Shelley. „Mein Geist soll den ganzen Himmelsraum durchreisen und Ihnen begegnen als „„Gescheeche.""

Alle lachten auf Kosten Fletcher's, der unverständliche Worte murmelte und den fortgaloppirenden Freunden nicht ohne Mühe folgen konnte.

9.

Theresens Selbstüberwindung hatte inzwischen die Richtung Byrons für die Zukunft entschieden. Was sie versprochen, hatte sie endlich gehalten, und weil sie das Herz des Geliebten genau kannte und im voraus wußte, daß er sich einer Bitte von ihr gern unterwerfen werde, so drang sie beharrlich auf einen Anschluß an die griechische Sache. Anfangs beabsichtigte die Gräfin selbst den Dichter zu begleiten, da aber die Verhältnisse immer verwickelter wurden und Byron das zarte Weib den Gefahren und Strapatzen in einem kriegerisch bewegten Lande nicht aussetzen wollte, stand sie freiwillig ab von ihrem Entschlusse.

Indeß verzögerte sich die Ausführung des Planes von Monat zu Monat, da Verbindungen der verschiedensten Art zu knüpfen, Unterhandlungen einzu-

leiten und vor Allem die nöthigen Summen aufzutreiben waren. Byron trat mit den Häuptern des Aufstandes in vorläufige Correspondenz, um das Terrain zu sondiren und einer freundlichen Aufnahme gewiß zu sein. Dazwischen nun fiel der Tod seiner Tochter und das betrübende Ereigniß, zu dem wir jetzt übergehen müssen.

Die festgesetzte Zeit nämlich, in welcher Shelley nach Pisa kommen wollte, war längst schon verstrichen, und doch hatten früher eingegangene Nachrichten seinen Besuch nochmals angemeldet. Nun verbreiteten sich unsichere Gerüchte von stattgefundenen Schiffbrüchen, die in Folge eines plötzlich entstandenen Gewittersturmes sich ereignet haben sollten. Byron ward dadurch mehr und mehr beunruhigt, und als weder Briefe noch anderweitige Nachrichten einliefen, so eilte er mit Trelawney nach dem nahen Livorno, um wo möglich selbst über die Vorfälle der letzten Tage etwas Sicheres zu erfahren.

Die Freunde hatten die Seestadt noch nicht erreicht, als ein Haufen Menschen am Gestade ihre

Aufmerksamkeit erregte. Sie ritten schnell auf die Versammelten zu und erfuhren schon auf die erste Frage, daß die Brandung so eben einen Leichnam ausgeworfen habe, den Niemand kenne, der aber seiner Kleidung nach ein Ausländer zu sein scheine. Mit klopfendem Herzen drängte sich Byron durch das schreiende und lebhaft gestikulirende Gesindel. Der Todte lag dicht am Meere, sein Gesicht war entstellt, aber die Form der Stirn, die feine Haut und das schöne braune Haar gaben ihn nur zu schnell als den vermißten Freund zu erkennen. Der Dichter beugte sich schaudernd über den Todten, dann wendete er sich zu den seitwärts stehenden Trelawney und sprach mit vor Schrecken und innerm Entsetzen entstellten Mienen: „Vor zwölf Tagen ging dieser Mann als Schatten in das Gehölz von Lerici! Nun läugne man noch Erscheinungen ab, wenn man kann.“

Während hierauf Trelawney für die Bewachung des Leichnams Sorge trug, ritt Byron nach Livorno, und erwirkte dort, eingedenk der letzten Aeußerungen des Dichters, von der Behörde die Erlaubniß, den

Ertrunkenen in antiker Weise bestatten zu dürfen. Unterdeß fand man auch den Leichnam seines Gefährten. Ein heftiger Sturm hatte Beide in offenem Seegelboot überrascht, und die Gewalt der Wogen beinahe im Angesicht der Küste den Nachen umgestürzt.

Nach den getroffenen nöthigen Vorkehrungen schritt man zur Verbrennung der Leichname. Unweit von Via Reggio dicht am Gestade erheben sich in bestimmten Entfernungen viereckte Thürme, deren düstere Zinnen zur Abhaltung der Schmuggler dienen. Zwischen zwei derselben auf dürrem Sande errichtete man den Scheiterhaufen. Der Tag war heiß und still. Zur Rechten lag der blaue Golf von Spezzia, links das prächtige Livorno und grade vor blitzte die spiegelglatte Fluth des Mittelmeeres in unabsehbarer Ausdehnung auf, nur durch die Inseln Elba und Gorgona begränzt. Auf den trägen Wellen schwankte der dunkle Körper von Byrons Jacht an ihrem Anker. Das Land umher war öde, sandig, unbewohnt, und hinterließ den Eindruck einer gränzenlosen Wildniß. Nur hin und wieder sproßte dürres Gesträuch,

vom Seewinde niedergedrückt, aus dem unfruchtbaren Erdreich. Den Horizont aber begränzte der unermeßliche Zug der italischen Alpen, deren weiße Marmorhäupter im Sonnenlicht gleich beeiſten Gletschern funkelten.

Nahe am Meere standen Lord Byron, Trelawney und mehrere Soldaten, in weiterer Entfernung sammelte sich das Landvolk, neugierig der schauerlichen Bestattung zusehend. Byron und Trelawney trugen Trauerkleider und waren beschäftigt der Flamme ihr Werk zu erleichtern. Die Scheiterhaufen loderten in prasselnder Gluth hoch auf, Salz, Weihrauch und Myrrhen verliehen dem Feuer eine eigenthümlich glänzende Färbung. Ein einsamer Regenvogel schwebte klagend in engen, niedrigen Kreisen um den glühenden Holzstöß, und weder Geschrei noch andere Mittel konnten ihn vertreiben.

Byron sah in finsterm Schweigen diesen antiken Obsequien zu. Schon stürzte das Holz prasselnd zusammen, Shelley's Körper war bereits zu Asche zerfallen, nur sein schwarzseidenes Halstuch wollte nicht

Feuer fangen. Es flatterte hin und her im Luftzug der Flamme, während alles Uebrige, das Herz des Dichters ausgenommen, schon verglommen war.

„Nun, da sieht man's," sprach Byron, „wie schwer ein Herz zu vertilgen ist! Die gehässige Welt hat immer behauptet, Du besäßest kein Herz, armer Freund, und unterließ nichts, es frühzeitig zu zerreiben, und nun ist nicht einmal diese Gluth im Stande, es zu zerstören! So bleibe es denn der Nachwelt aufbewahrt zum ewigen Gedächtniß."

Nachdem der Holzstoß zusammengestürzt war, sammelten die Freunde des Dichters Asche in eine Urne, um sie auf dem Kirchhofe der Protestanten in Rom an der Pyramide des Cestius beisetzen zu lassen. Denn Shelley hatte mehrere Male ausgesprochen, daß er dort ruhen möchte. Das Herz bewahrten sie in Weingeist auf und überlieferten es später seiner trauernden Mary.

„Da ist nun wieder, sagte Byron, nachdem das Feuer ausgelöscht und Alles besorgt war, zu Trelawney, „da ist nun wieder ein Mensch gestorben,

den die Welt schmählich, boshaft und brutal verkannt hat. Shelley war der beste und am wenigsten Selbstsüchtige von allen Menschen, die ich je gekannt habe, ein Mann, der all' sein Glück und Vermögen für Andere aufgeopfert hat."

Er trat an's Meer und sah hinaus auf die ruhige Fläche, dann warf er schnell seine Kleider ab, stürzte sich in die See und schwamm bis dicht an die Jacht, gleichsam, als müsse er das Element prüfen, das ihm tückisch den Freund entrissen. Als er wieder an's Land stieg, fühlte er sich von Fieberschauern durchrieselt. „Wir wollen eilen," sprach er, „sonst glaube ich, der Tod hat sich mit mir geneckt." Und im schnellsten Ritt kehrten Beide nach Pisa zurück. —

10.

Mehrere Monate waren seitdem vergangen und die angeknüpften Unterhandlungen des Dichters mit den bedeutendsten Häuptern des griechischen Aufstandes hatten erfreuliche Folgen gehabt. Namen wie Kolokotroni, Odysseus und andere erhielten von Tage

zu Tage mehr Klang; wo man sie nannte, verbreiteten sie Schrecken unter ihren Feinden und pflanzten das Kreuz über dem Halbmonde auf. Mit diesen nun war Byron in nähere Verbindung getreten, ihnen hatte er seine Pläne eröffnet und durch ihre Vermittelung den bedrängten Hellenen seine Unterstützung antragen lassen.

Während nun diese Unterhandlungen noch hin und wieder schwankten, sprangen auch Andere auf das Kräftigste den griechischen Brüdern bei, es fehlte nur an einer geordneten Coalition und an einem sichern, entschiedenen Zusammenwirken der vielen vereinzelten Kräfte, um so edle Begeisterung, so würdige Theilnahme nicht früher oder später ohne bedeutenden Erfolg sich verlieren zu sehen. Und unser Freund that hier alles Mögliche, damit ein kräftiger Einklang die verschiedenen thätigen Mitglieder der Hellenenvereine leite und fortwährend begeistere.

Um ihn selbst sammelte sich aus aller Herren Länder eine Anzahl edler Männer. Namentlich waren es Amerikaner, die seit kurzem dem Entschlusse

des Dichters eine hochherzige Beachtung widmeten. Begeistert von seinen gewaltigen Liedern kamen Viele anfangs nur deshalb zu ihm, um den ihnen so sonderbar und menschenfeindlich geschilderten Lord persönlich kennen zu lernen, Wenige aber konnten ihn wieder verlassen, ohne ein Gefühl wahrer Freundschaft für ihn mit hinwegzunehmen. Die meisten schlossen sich ihm an und lebten, gestatteten es anders ihre Verhältnisse, in offenem, traulichen Umgange mit ihm. Byron selbst ward dadurch gegen die Menschen, die er im Allgemeinen doch fortwährend nur obenhin behandelte, gerechter gestimmt. Seine Scheu, sein Haß milderte sich, es schien, als könne er wieder für Mehrere Freundschaft fühlen, nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Menge vertrauen, und wie der äußere Mensch durch Anschluß und Umgang mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten an feiner Sitte gewinnt, so glätten Vertrauen und Glauben die schroffen Seiten des Gemüthes, und bilden und veredeln den harten Trotz zur gewinnenden Sanftmuth. Unser hartschaliger Freund empfand

dies jetzt tief. Eine wohlthuende Wärme, eine theilnehmende Innigkeit des Gefühls, wie er sie früher nie empfunden, begleiteten ihn und trugen viel zu der ausdauernden Thätigkeit bei, die er fortan nach so vielen Seiten hin entfaltete.

Bei so erfreulichen Aussichten würde er glücklich gewesen sein, hätte nicht ein unheilvolles Gespenst, das dem Dichter von jeher auf allen Pfaden nachgeschlichen war und von ihm der Fluch seines Geschlechtes genannt wurde, auch jetzt wieder trübend seine Bahn gekreuzt. Er hatte sich gewöhnt, jeden Tag einen Ritt in die Umgegend zu machen, um an irgend einem passenden Orte seine beliebte Uebung im Pistolenschießen vorzunehmen. Seit einigen Wochen begleitete ihn oft eine ganze Schaar Bekannter auf diesen Spazierritten, theils Engländer, theils Amerikaner, und hatte der Lord Glück gehabt, so daß er ein Frankenstück mit der Kugel traf, so ward er bei der Rückkehr gewöhnlich sehr heiter, scherzte und erzählte seiner Umgebung die ergötzlichsten Dinge, während seine Begleiter ihn dicht umringten. Da-

durch kam es, daß sein Trupp zuweilen die ganze Landstraße einnahm.

Eines Tages nun bildeten die Rückkehrenden wieder eine geschlossene Reihe, in deren Mitte der heitere Dichter lebhaft erzählend sich befand. Der Trupp ritt sehr langsam, und da jeder Einzelne aufmerksam dem Freunde zuhörte, hatte Niemand den Zuruf eines Fremden vernommen, der in schnellem Trabe sie überholend, einen Durchgang für sich forderte. Aergerlich und in der Meinung, die Unachtsamen, Lachenden verspotteten ihn, gibt er seinem Thiere die Sporen, sprengt mit Hast und Fluchen auf den Trupp ein, durchbricht ihn und schlägt rechts und links die Nächsten mit seiner Gerte. Diese unbegreifliche Beleidigung zu rächen, zogen die Freunde dem Forteilenden nach, Byron ereilt ihn, fordert Genugthuung und reicht ihm seine Karte. Der Fremde aber schlägt sie aus, nennt blos seinen Namen und stößt fortwährend beleidigende Worte aus. So kommt denn die ganze Schaar im vollen Jagen am Thore der Stadt an, der Fremde, ein Wacht-

meister, zuerst. Er ruft die Wache und befiehlt, die ihn Verfolgenden zu arretiren. Auf der Stelle entspinnt sich ein Streit, der bald in Gerten- und Säbelhiebe übergeht, wobei einige von Byron's Leuten verwundet werden. Endlich indeß gewinnen Alle die Stadt, allein der Anstifter des Unheils ist verschwunden.

Dennoch hatte der Lärm die Bevölkerung aufgeregt, und während das Volk hin und wieder rennt, und der schimpfende Wachtmeister sich wieder blicken läßt, stürzt ein wilder Mensch auf ihn zu und bringt ihm einen lebensgefährlichen Dolchstich bei. Darauf Geschrei, Getümmel, wildes Jauchzen, drohendes Fluchen! Man will einen Diener Byrons in dem Angreifenden erkannt haben, und da man den Getroffenen für todt aufhebt, so schreit der Pöbel nach Rache, rottet sich zusammen und zieht mit drohenden Gebehrden und gezückten Dolchen vor die Wohnung des Dichters. Nur das Einschreiten der bewaffneten Macht kann weiteres Blutvergießen verhindern.

Obwohl nun Byron sich vollkommen rechtferti-

gen und selbst darthun konnte, daß keiner seiner Diener um die Zeit, wo der Mordanfall geschah, sich außer dem Hause befand, glaubte man dennoch an ein Mitwissen des Dichters um die That. Der Verdacht ließ sich nicht niederhalten, die Behörden witterten neue politische Umtriebe, und da der häufige Courierwechsel, das Kommen und Gehen einer Unzahl Fremder, das Erscheinen mehrerer Griechen einen erwünschten Vorwand zur Verfolgung abgab; so erhielten Byron und seine Freunde, vor Allen aber die Grafen Gamba, den Befehl, Pisa zu verlassen, ein Bescheid, wogegen freilich jede Appellation völlig nutzlos, wo nicht gefährlich gewesen sein würde.

Die Vertriebenen wandten sich nach Genua, und hier auf der prachtvoll gelegenen Villa Albaro, dem ehemaligen Aufenthaltsorte des Dogen Andrea Doria, finden wir unsern Freund wieder, lebhaft beschäftigt, seine Abreise nach Griechenland zu betreiben. Das Zimmer des Dichters ist kriegerisch ausgeschmückt mit türkischen Waffen und einer großen Anzahl außerordentlich schön gearbeiteter Pistolen, die

eben aus England angekommen sind. Byron besichtigt sie mit Kennerblicken und geht, als die letzte in seiner prüfenden Hand geruht, nach einer Ecke des Gemaches. Ein blauseidener Vorhang hängt von der Decke herab, der Dichter schlägt ihn aus einander und drei Helme, von wunderbarer Arbeit, blinken von einem Marmortischchen uns entgegen. Darüber erblicken wir durch ein von Weinreben überwobenes Fenster die Kuppeln und Thürme Genuas, die Masten zahlloser Schiffe und den unermeßlichen Spiegel des blauen Meeres, vom Sonnenglanz bestrahlt, in seiner ganzen, unnennbaren Majestät. Die Thür öffnet sich, Trelawney tritt ein.

„Sie bringen gute Kunde," rief Byron ihm zu, während er einen der Helme mit begeistertem Blick aufsetzte. Er trug das Wappen seines Hauses, anstatt des Helmbusches erhob ein Adler seine Schwingen darauf. „Lauten die neuesten Nachrichten aus Griechenland günstig für unser Unternehmen?"

„Aller Orten ist der Halbmond im Abnehmen begriffen," erwiederte Trelawney. „Neuerdings erst

haben die Sulioten unter ihrem tapfern Häuptlinge die Türken tüchtig zusammengehauen. Die Bucht von Lepanto ist in Folge dieser Siege fast ganz von Feinden gesäubert, alle festen Plätze, bis auf einige unbedeutende, haben die Griechen besetzt, die Zufuhr ist frei, und wenn die Kerls irgend zusammenhalten, so muß in kurzem ganz Morea in ihren Händen sein. Einen tolleren Menschen, als diesen Marko Bozzaris, kann es nirgends geben. Mit ihm getraue ich mir die Malayen zu zähmen und das ist doch ein Gesindel, giftig und wild, wie eine Freibeuterseele in der Hölle."

„Wen nannten Sie da?" fragte Byron erbleichend und mit sichtbarer Bewegung.

„Nun erschrecken Sie nur nicht," fuhr Trelawney in seiner Weise fort. „Bozzaris scheint ein ganz braver Mann zu sein, obwohl er von höflicher Sitte, von zierlichen Verbeugungen, modischen Kratzfüßen und anderen Galanterien der menschenbändigenden Civilisation nicht eben viel wissen mag. Der gute Mann soll ein freies Leben geführt, etwas

Schmuggelei, etwas Banditenthum getrieben haben, die Lage der Rippen, den Sitz des Herzens, überhaupt die gesammte Anatomie nur aus einer langjährigen Praxis kennen und noch heute ein außerordentlich sicheres Feuerrohr führen. Den Handel mit kurzen Waaren hat er seinen Untergebenen übertragen. Kurz der Mann ist nach den Begriffen eines griechischen Klephten ein vollkommener Gentleman."

„Also er lebt und ich bin kein Mörder!" rief Byron mit jauchzender Seele. „Und Theakita?" fuhr er fort, „wissen Sie nichts von der ätherischen Sylphide, die mich beseligt und eine so lange, finstere, herzzerreissende Trübsal über mich gebracht hat? Doch sie sank ja, von seiner Kugel durchbohrt, und der Stern der Freiheit, der Völker erweckt, ruft keinen Todten in's Leben. Möge Sie ruhen, bin ich ja doch kein Mörder! Aber beim rettenden Gott, dies Studium, die Verarbeitung dieser furchtbaren Gefühle, haben mir Jahre und Freuden gekostet!"

„Nun das heiße ich doch phantasiren," sprach

Trelawney, der verwundert das Selbstgespräch des Freundes belauscht hatte. „Bozzaris, Mord, Theakita, Sylphide — hm, da könnte man beinahe hinter die Scenerie des Corsaren kommen."

„Freund," fiel Byron dem Kapitän in's Wort, „keinen Scherz, wollen Sie nicht ein Tollmorden mit mir rennen! Was Sie gehört haben, vergessen Sie es, kommen wir aber zusammen nach Griechenland, umarmen wir den heldenmüthigen Suliotenhäuptling; dann sei es Ihnen unverwehrt, entweder mich oder Marko nach den abenteuerlichen Tagen einer stürmisch bewegten Jugend zu fragen."

Endlich waren alle Angelegenheiten geordnet, die Fregatte „Herkules," für die Ueberfahrt gemiethet, lag im Hafen von Genua, und der Kapitän hatte beschlossen mit Einbruch der Nacht die Anker zu lichten.

Auf der Villa sah es leer und wüst aus. Alles, was dem Herzen des Dichters theuer war, hatte an Bord geschafft werden müssen. Einsam durchwan-

derte er die glänzenden Gemächer, noch einzelne Papiere zusammenbindend und ordnend. Da fiel ihm ein unscheinbares Büchlein in die Hände, in dem er frühere Haushaltungsrechnungen aus der kurzen Zeit seiner verhängnißvollen Ehe fand. Mit wehmüthigen Empfindungen durchblätterte er die Seiten; die Fernen, ihm sonst so Lieben, traten näher an ihn heran, Annabella und Ada, sein Kind, sein einziges Kind, das er seit sieben Jahren nicht mehr gesehen, drängten sich an sein unruhig klopfendes Herz. Er schlug das Buch zu, das Titelblatt fiel ihm in's Auge, und die Hände über sein Gesicht breitend, sank er in einen Stuhl und überließ sich laut schluchzend den schmerzlichsten Gefühlen.

Er hatte nicht bemerkt, daß unterdeß Jemand eingetreten war. Auch, als er sich wieder ermannte, ein kleines Einschlagmesser hervorholte und das Titelblatt von den übrigen Papieren ablöste, bemerkte er noch immer nicht die Anwesenheit eines Andern. Die freundliche, weiche und zitternde Stimme Thereseus weckte den Dichter aus seinen Heimwehträumen.

Er drückte eben das Blatt an seine Lippen und verbarg es dann sorgsam in sein Notizbuch, als Therese ihn anredete: „Was bewegt, was ergreift Dich so, Geliebter?“

Byron umfaßte das schöne zitternde Weib: „Lieber Gott sprach er, „der Mensch ist ein wunderliches, thörichtes, ich möchte sagen, ein albernes Geschöpf. Gefühl ist Alles in und an ihm, und wem es mangelt, der sollte ausscheiden aus dem Bunde, der alle Menschen zu Brüdern macht! Theure Therese,“ fuhr er, heftig bewegt, fort, „so wie ich Dich jetzt umfasse, wie Deine sammtene Wange an meinem Herzen ruht, Dein goldbraunes Seidengelock beglückend um mich spielt, so lag vor Jahren auch mein rechtmäßiges Weib an meiner Brust! Und ich liebte Sie, bei dem lebendigen Gott, ich liebte Sie! Doch, fort, hinab ihr quälenden Schatten der Erinnerung! — — Bella verstieß mich, weil ich heftig und wild war, ach und ich hätte ihr das nicht übel deuten mögen — daß sie mir aber Alles, auch mein Kind nahm, das war nicht edel! Doch hat Sie es

gewiß nicht gewollt, sie handelte nach fremder Begehr. Denke Dir nun meine Freude," fuhr er heiterer, fast jubelnd fort, „als ich jetzt eben ein Wirthschaftsbuch finde mit Annabella's Namen, von ihrer eigenen Hand geschrieben! Ich habe mir das Blatt herausgeschnitten und will es mir aufbewahren, denn es sind die einzigen Schriftzüge, die ich von ihr besitze. Der verdammte, malitiöse Trotzkopf ließ mir bei unserer Scheidung auch nicht einen Brief!"

Therese schloß den Geliebten mit Rührung in ihre Arme. War ihr doch das schönste Zeugniß seines edlen Herzens mit dieser Erzählung gegeben worden! Arm in Arm verließen sie zusammen die Wohnung, bestiegen den Wagen und fuhren nach der Stadt, wo die Gräfin mit ihrem Vater nahe am Hafen eine angenehme Villa bewohnte. Hier war man übereingekommen, die letzten Stunden mit wenigen Freunden zu verleben. Außer dem Grafen Gamba und Trelawney waren mehrere befreundete Amerikaner zugegen, einige Frauen und die Gräfin Blessington, die erst vor kurzem den Dichter kennen gelernt

hatte und ihm besonders gewogen war. Byron trug im Knopfloch seines Rockes eine Rosenknospe, wie er denn selten ohne eine Blume sich zeigte, da er sie leidenschaftlich liebte.

Der Abend war wunderbar still und klar. Die südliche Cither klang allerwärts, Liebestöne schwirrten bald in klagendem Wehlaut, bald in übermüthiger Lust fern und nah.

Byron war bleich und tief erschüttert, als er am Arm der Geliebten in den kleinen Freundeszirkel trat. Er grüßte die Anwesenden mit einem Lächeln und nahm dann seinen Platz neben Theresen. Jedermann schwieg, da Alle die Bedeutung der nahen Trennung tief fühlten. Das Haupt des Dichters sank, überwältigt von Schmerzgefühl, auf die Lehne des Sopha's, man hörte ihn still schluchzen. Nach einer längeren Pause richtete er sich wieder auf, ein Freudenblick blitzte durch seine Thränen, und indem er Theresens Hand ergriff und sein Auge liebeheiß in dem ihrigen sich spiegelte, sagte er schwermuthsvoll: „Da wären wir nun Alle beisammen, aber

wann und wo werden wir uns wiedersehen? Ich habe eine Art von Ahnung davon, daß wir einander zum letzten Male sehen, indem mir ganz so zu Muthe ist, als ob ich aus Griechenland nie mehr zurückkehren würde.“

So viel auch die Freunde ihn jetzt zu erheitern suchten, die trübe Stimmung wollte nicht verschwinden. Man sprach in banger Erwartung, bis die Nacht heraufzog mit dem Glanz ihrer Sterne, der Mond auf den goldenen Spitzen, den weißen Marmorkuppeln der Kirchen flimmerte, und Land und Meer mit stillen, kalten Flammen rings beleuchtete.

Ein Kanonenschuß rollte dumpf dröhnend über die Stadt. Byron stand auf. „Das Zeichen ist gegeben und geschieden muß es einmal sein,“ sprach er, „und so leben Sie denn Alle wohl, und denken Sie meiner mit liebevollem Herzen. Der Scheidende hat Ihnen nichts zu geben als seine ganze Liebe und diese kleinen Angedenken.“

So sprechend drückte er Allen die Hand und gab jedem Einzelnen eine Kleinigkeit, Diesem einen Ring,

Jenem eine Tuchnadel, einem Dritten eine Kette. Eben wollte er eine inniger befreundete Amerikanerin beschenken, als diese die dargereichte Gabe zart ablehnte und zu ihm sprach: „Mylord, wenn Sie mir ein Geschenk bestimmt haben, so bitte ich, lassen Sie mich es selbst wählen. Wollen Sie?"

Byron gab nickend seine Zustimmung.

„Geben Sie mir die Rose," sprach die Tochter des freien Amerika. Byron reichte sie ihr mit triumphirendem Lächeln. „Dies Blümchen," fuhr sie fort, „wird mir ewig theuer bleiben. Es soll ein Vermächtniß werden in meiner Familie, und kehre ich zurück in mein Vaterland, so soll es Jeder erfahren, daß Lord Byron diese Rose am Tage vor seiner Abreise nach Griechenland getragen hat."

Therese begleitete den Geliebten bis an den Garten, die Uebrigen folgten in bescheidener Entfernung. „Reise glücklich und kehre zurück als Sieger," lispelte sie. Noch einmal sank sie dem theuren Mann in die Arme, Byron riß sich los und schritt von Trelawney und Pietro Gamba gefolgt, die ihn nach

Griechenland begleiteten, dem Hafen zu. Hier wartete schon das Boot mit seinen acht Dienern auf die Kommenden. Zaudernd bestieg es der Dichter, und nochmals das stolze Auge auf die Stadt, auf die Villa heftend, wo das treueste Herz, das ihn ganz verstanden, für ihn schlug, sprach er mit sonderbarem Ausdruck in Wort und Mienen: „Wo werd' ich heut' über's Jahr sein? Gott allein weiß es!"

Das Boot schwankte auf den Wellen, es war der 16. Juli, 1823.

VIII.

Missolonghi.

1.

Ein schnell segelnder Mistiko gewann mit frischem Winde den Golf von Patras. Die Mannschaft säuberte das Verdeck, räumte Taue und Aexte bei Seite, die unordentlich aller Orten umherlagen. Ein Theil der Matrosen hing im Takelwerk mit Ausbesserung der Segel beschäftigt, Andere standen arbeitend an den Pumpen, während aus dem Raume herauf das Hämmern und Pochen des Zimmermanns deutlich genug den üblen Zustand des Fahrzeuges bekundete. Wer sich rückwärts wendete und das Kielwasser des Schnellseglers verfolgte, der konnte leicht errathen, daß die weißumschäumte Klippenreihe

der Skrofen, die einige Faden hinter dem Schiffe lag, es nicht unbeschädigt vorübergelassen hatte.

Am Heck, von allen Uebrigen geschieden, lagerte eine Anzahl Krieger. Ihre geschmackvolle, ja prächtige Kleidung, die gold- und silbergestickten Westen, das weiße, von blinkendem Gürtel zusammen gehaltene Untergewand, und das lange, wallende Lockenhaar gaben sie als kräftige Söhne von Sulion's Felsenhöhen zu erkennen. Mitten unter ihnen, ein rothes griechisches Käppchen auf dem Haar, stand ein schwarz gekleideter Mann, dessen Blicke mit heiterm Wohlgefallen auf den kräftigen Gestalten ruhten. Er hielt einen Brief in der Hand, den er wieder und wieder las, und dazwischen ungeduldige Fragen an den Jüngsten der Sulioten richtete, die dieser kurz und freundlich beantwortete.

„Und ein solcher Mann, ein so kühner Held mußte sterben!“ rief er jetzt aus. „Gott im Himmel, was sind wir doch für jämmerliche Geschöpfe, wir, die wir auf unsere Kraft, auf unsern Geist pochen, uns vermessen, den Himmel zu stürmen und

doch von einer elenden Bleikugel zur Ruhe gebracht werden können! Du meinst also, Miltiades, Bozzaris habe früher meinen Namen nicht gekannt?"

„Er hörte von Ihnen, Mylord, und bedauerte immer, daß seine Unwissenheit ihn verhinderte, Ihre Gedichte zu lesen."

„Wirklich?" sprach Byron und ein selbstgefälliges Lächeln flog über seine Züge. „Was doch ein Paar düstere Verse wirken können! Zuletzt werd' ich noch annehmen müssen, mein Ruf als Dichter verhelfe mir zum Namen eines Helden."

Der junge Grieche antwortete nicht auf diese Bemerkung und Byron, den Brief nochmals durchfliegend, lehnte sich allein an die Gallerie. Wir benutzen diesen Augenblick, um ein klares Bild von dem jüngst Vergangenen und nun zunächst Folgenden zu gewinnen und uns in die gegenwärtige Lage unseres Freundes zu versetzen.

Eine ziemlich glückliche Fahrt hatte den Dichter in die Nähe Griechenland's gebracht, dessen blauen Himmel, dessen dämmernde Höhen er mit begeister=

tem Auge aus der Ferne begrüßte. Um durch eine unerwartete Ankunft keine Unordnungen zu verursachen, hielt er es für klug, zuvörderst im Hafen einer nahe liegenden Insel Anker zu werfen, von da aus sein Erscheinen den verschiedenen Häuptern der Griechen zu melden und ihre Antwort ruhig abzuwarten. Er wählte Cephalonia, dessen Lage ihm am vortheilhaftesten erschien. Von dort aus schrieb er Briefe an die Fürsten Maurokordato und Kolokotroni, an die kühnen Häuptlinge Odysseus und Bozzaris, und der Letztgenannte war es besonders, den er zu sehen, zu sprechen, ja zu umarmen wünschte, denn er konnte sich nicht eher ganz glücklich fühlen, bevor er nicht dem tapfern Helden sein ihm zugefügtes Unrecht durch einen Händedruck abgebeten hatte. Daß dabei in dämmerndem Hintergrunde auch die holde Gestalt Theakita's stand, die ihm so verhängnißvoll entrissen und nun so spurlos verschwunden war, wollte er sich selbst nicht gestehen. Allein dem bewegten Herzen entschlüpften in dem Briefe an den Sulioten innigere Worte, und die Folge davon war

eine schleunige, obwohl lakonische Antwort, die nach einigen Tagen von Marko mit einer ehrenvollen Einladung Maurokordato's, auf's schnellste nach Missolonghi zu kommen, dem Dichter übersendet wurde. Bozzaris schrieb:

„Ihr Brief hat mich mit Freuden erfüllt. Ew. Herrlichkeit sind grade der Mann, den wir brauchen. Lassen Sie sich nichts abhalten, nach diesem Theile von Griechenland zu kommen. Der Feind bedroht uns in großer Zahl, aber mit Gottes und Ew. Herrlichkeit Hilfe soll er schon gehörigen Widerstand finden. Ich werde mich diesen Abend noch mit einem Corps von sechs= bis siebentausend Albanesern herumschlagen, die dicht neben uns im Lager stehen. Uebermorgen werde ich mit einigen auserlesenen Begleitern aufbrechen, Ew. Herrlichkeit entgegen zu gehen. Zögern Sie ja nicht! Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von meinen Landsleuten hegen, Gott gebe nur, daß Sie sie gegründet finden mögen! Noch mehr bin ich Ihnen für die thätige

Theilnahme verbunden, weil Sie so freundlich für sie gesorgt haben."

Dieses Schreiben trieb den leicht erregbaren Dichter schnell in See. Um dem Sulioten wo möglich noch zuvorzukommen, bestieg er einen so genannten Mistiko, Fahrzeuge, deren leichte Bauart sie schnell und sicher über die Wellen trägt. Sein Freund Gamba schiffte sich auf einem andern Fahrzeuge ein, blieb aber bald hinter dem Schnellsegler zurück und fiel einer türkischen Fregatte beinahe im Angesicht des Freundes in die Hände. Um dem gleichen Schicksale zu entgehen, sah sich nun Byron genöthigt, an der nahen Küste eine sichere Zuflucht zu suchen, und hier war es, wo ihm die Schreckenskunde von dem Tode Bozzaris' ereilte. Jener beabsichtigte Kampf, dessen in seinem Briefe Erwähnung geschieht, hatte ihm das Leben gekostet. Bei Karpenissi starb er den Heldentod.

Diese unheilvolle Nachricht traf Byron schwer und schmerzlich und erfüllte ihn mit trüben Ahnungen. Pietro war in Gefangenschaft gerathen, Tre-

lawney als Unterhändler und Bevollmächtigter nach Ostgriechenland gegangen, und er selbst mußte nun, von einer Windstille aufgehalten, müßig liegen bleiben, ohne zu erfahren, wie die Sachen in Missolonghi ständen, welche Folgen der unvermuthete Tod des kühnsten Führers für die Sache der Freiheit haben möchte. Erst nach einigen Tagen erlaubten Wind und Wetter die Weiterfahrt. Aber auch jetzt sollte der ungeduldige Dichter noch nicht ohne abermalige Säumniß dem Ziel seiner Reise zusegeln. Das Schiff stieß auf die Skrofen, jenes furchtbare Felsenriff, das von der Küste Livadiens schräg in das Meer hineinläuft, und nur Byron's Entschlossenheit hatte die Mannschaft es zu danken, daß man nach vieler Mühe den gefährlichen Klippen, wiewohl mit Verlust von einigem Tau- und Segelwerk und einem starken Leck, noch glücklich genug entging. —

Gegen Sonnenuntergang stiegen die Zinnen Missolonghi's aus der glänzenden Fluth empor. Vom Abendschein vergoldet, wie vor funfzehn Jahren, lag die hohe Feste vor dem Auge des Dichters. Auf der

Kapitale wehte das Kreuz, und als das Schiff signalisirt wurde, da hallte feierliches Glockengeläut durch die stille Luft, wie von einer christlich befreundeten Stadt des Abendlandes.

Byron's Augen füllten sich mit einer Thräne. Eine Welt voll der seltsamsten Ereignisse zog wirr und bunt an seinem Blick vorüber. Ruhte er doch wieder auf dem Land seiner Jugendträume! Dort erhoben sich Höhen, die er schon einmal betreten, hier rauschte der Olivenhain, wo er bewundernd still gestanden, als er von Ali Pascha's prunkender Feste zuerst Missolonghi berührte. Rings umher aber hatte sich Alles geändert. Die Fischerhütten waren verschwunden, das Land verwüstet; nur im Hafen der Festung zeigte sich ein fröhliches Gewimmel. Und als nun der Mistiko dem Lande entgegenflog, da zogen alle Schiffe die Flaggen auf, die Kanonen donnerten und darein scholl der Weiheton der Glocken, das Jauchzen der dicht gedrängten Menschen. Die ganze Bevölkerung strömte an dem Hafen zusammen, Männer, Weiber, Kinder, Greise schrieen ein tausendstimmiges

χαιρε! dem Dichter entgegen, und Krieger aller Art, aller Stämme stürzten unter wildem Jubelgeschrei, unter klirrendem Wirbeln ihrer Waffen, die sie über die Köpfe emporschwangen, ihm entgegen, um den lang Ersehnten mit alt gewohntem Klange zu begrüßen.

Byron winkte dankend mit der Hand und schwang ebenfalls seinen Säbel, bis die Behörden der Stadt, Fürst Maurokordato an ihrer Spitze, ihn friedlich am Kai empfingen. Im Triumphzuge ward er nach seiner Wohnung begleitet, Knaben und Mädchen warfen ihm frische Palmzweige zu, bestreuten mit Olivenblättern den Weg, den er zu überschreiten hatte, und während er, so von allen Seiten mit treuherziger Lust begrüßt, weiter schritt, drängten sich sogar einzelne Krieger mit Gewalt durch die Menge, um ihn deutlich zu sehen, ja wo möglich sein Kleid, seine Waffen, seine Hand zu berühren.

Es war der glücklichste Abend seines Lebens. Ihn, den seine eigene Nation beschimpft, verbannt hatte, begrüßte feierlich ein fremdes, uncultivirtes Volk

nannte ihn mit jauchzendem Zuruf seinen Erretter! Er bedurfte lange Zeit, ehe er die ihn bestürmenden Gefühle bewältigen konnte, als er aber in die ihm bereitete Wohnung getreten war, und das Jubeln und Rufen nur aus der Ferne noch zu ihm drang wie die Stimme seines ihm lächelnden Genius; da rief er, an's Fenster tretend und den Blick auf das dunkle Meer heftend aus: „Endlich bin ich glücklich, endlich sind all' meine Irrthümer gesühnt, denn ich habe etwas für die Menschheit gethan!"

2.

Nachdem nun der erste Begeisterungsrausch der Bevölkerung verflogen war und Byron sich in seiner Wohnung, dem sogenannten Seraglio, häuslich eingerichtet hatte, ließ er es seine erste Sorge sein, mit den vornehmsten Häuptlingen in ein eben so freundliches als entschiedenes Verhältniß zu treten. Welche Hilfsquellen den Griechen zu Gebote standen, wessen Stimme das Meiste galt, was er selbst in seiner Eigenschaft als Freiwilliger, der bedeutende Vor-

räthe an Geld und Kriegsbedarf mit sich führte, für Antheil an der Kriegsführung haben solle; dies Alles wußte er mit Umsicht und Klugheit baldigst zu ermitteln. Da ergab es sich aber leider, daß nirgends ein sicherer Halt, nirgends ein das Ganze beherrschender und leitender Geist zu finden sei. Es waren immer nur einzelne Parteien, die, wenn auch scheinbar unter sich verbunden, eigentlich doch nur auf eigene Faust einen ungeregelten, obgleich verzweifelten, Kampf gegen die Türken führten. Drang man in die Tiefe, so entdeckte man hinter der freundlichen Larve nicht allein Gleichgültigkeit, sondern sogar Haß und Todfeindschaft; und hier zeigte sich der verrufene Charakter der Neugriechen von der abschreckendsten Seite. Jeder Einzelne wollte das meiste, ja das alleinige Recht des Gebietens haben. Jeder wollte herrschen, Keiner dem Andern einen Vortheil, eine ruhmwürdige That gönnen. Es fehlte daher weder an Listen noch Intriguen, den Gegnern zu schaden, und so gab es bei einem allgemeinen Kampfe gegen die Türken einen nicht minder aufreibenden

Krieg Aller gegen Alle auch unter den einzelnen Griechenhäuptern selbst.

Am feindseligsten standen einander die Fürsten Maurokordato und Kolokotroni gegenüber, von denen der Erstere Westgriechenland so ziemlich beherrschte, während der Andere die östliche Hälfte sich zinsbar zu machen suchte. Zwischen Beiden mitteninne kokettirte mit ausgesuchter Schlauheit herüber und hinüber der in Athen befehligende Odysseus, ein würdiger Namensbruder seines berühmten Ahnherrn. Daß alle Drei den vielvermögenden Lord für sich zu gewinnen, zu sich zu ziehen suchten, war natürlich, für unsern Freund aber nichts weniger als angenehm, da sein Erscheinen die lockern Bande der einzelnen Häupter fest verknüpfen, nicht aber sie vollends zerreissen und den heimlich genährten Haß zu offener Fehde treiben sollte.

Ein schneller Entschluß schien ihm unter solchen Verhältnissen von großer Bedeutung. Er ließ eine Umstimmung der einzelnen Parteien hoffen und zeigte eine gänzliche Vereinigung aller in unmittelbarer

Nähe. Die höchst günstige Lage Missolonghi's an der Bucht von Patras, die Macht der Griechen auf diesem Landstriche, wo fast alle festen Plätze in ihren Händen waren, das Andenken des glorreich gefallenen Helden Bozzaris und die ansprechende Persönlichkeit Maurokordato's, bewogen dem Dichter, für Diesen sich in sofern zu erklären, als er mit dem Fürsten Kriegsrath hielt, das Wohl des Landes berieth und die vorgeschlagenen Unternehmungen durch seine Mittel zu unterstützen versprach. Damit es aber nicht den Anschein habe, als sei er nur ein Diener des Fürsten, so nahm er gleich in den ersten Tagen eine eigene Leibwache für sich in Sold, die stets um ihn sein und jeden Wink befolgen mußte. Diese auserwählte Schaar wählte er sich aus den Trümmern der Sulioten, die seit Bozzaris' Tode herrenlos sich umhertrieben. Mit lautem Jubelruf begrüßten sie ihren neuen Führer, der nunmehr nicht unterließ, sein auserwähltes Corps auf das Prächtigste in die Nationaltracht zu kleiden. Die schönsten Waffen wurden ihm gegeben, hinlänglicher Sold ausgesetzt,

und was sonst noch erforderlich war, bereitwillig und freigebig verabreicht.

Auf solche Weise schien Alles den besten Fortgang zu haben. Jedermann war zufrieden, thätig und zuvorkommend. Nur eine gewisse emsige Geschäftigkeit, die ohne Folgen blieb, hinderte Vieles und erregte Byron's Ungeduld. Doch verbarg er sorgfältig den Unmuth, der ihn darüber beschlich, um nicht Veranlassung zu Mißtrauen zu geben.

Während nun diese ersten Anstalten zu einer nothdürftigen Organisirung der innern und äußern Verhältnisse getroffen wurden, sann Byron alles Ernstes darauf, dem Feinde sich durch eine Handlung der Großmuth zu verbinden. Denn es lag seinem menschenfreundlichen Sinn Alles daran, der gegenseitigen Grausamkeit der Feinde Gränzen zu setzen, wo möglich sie gänzlich abzuschaffen. Eine günstige Gelegenheit bot sich ihm unerwartet dar, sie zu ergreifen schien ihm klug und nothwendig.

Wir wissen, daß sein Freund, Graf Pietro Gamba, während der Ueberfahrt von Cephalonia nach Misso-

longhi den Türken in die Hände fiel, wie groß aber war das Erstaunen des Dichters, als ihm bei seiner Ankunft in Missolonghi der Freund in blühender Gesundheit entgegentrat. Jussuff Pascha, zu dem man die Gefangenen nebst der Beute gebracht, hatte nämlich, sei es aus Furcht vor den möglichen Folgen, sei es aus einer ungewöhnlichen Regung von Menschlichkeit, den Grafen mit all seinen Begleitern ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt und sie nach Missolonghi gesendet. Ein solcher, wenigstens scheinbarer Edelmuth, war eines Dankes wohl werth, und Byron glaubte diesen dem menschlich gesinnten Pascha nicht besser an den Tag, ja an's Herz legen zu können, als wenn er ihm eine große Anzahl meist gefangener Frauen und Kinder reich beschenkt in sein Lager schicke. Die Griechen billigten den Vorschlag des Dichters und die Gefangenen wurden entlassen, nachdem sie zuvor ihrem Befreier persönlich gedankt, den reichsten Segen auf sein Haupt, auf sein Herz herabgefleht hatten.

Nach Beseitigung dieser allgemeinen Sorgen,

ward es ihm jetzt Bedürfniß, auch wieder an sich selbst zu denken, und seine Umgebungen so zu wählen, daß sie seinen Geschmack entsprachen und zugleich durch einen Reiz des Grotesk-Romantischen ihn fortwährend begeisterten. Das Seraglio war geräumig genug, um es in eine kleine Veste umzuwandeln. Eine große Halle im Erdgeschoß, die ihn an die mittelalterlichen Burgen seiner Heimath erinnerte, wieß er den funfzig Sulioten zum Aufenthalt an, die seine Leibwache bildeten. Darüber befanden sich seine eigenen Zimmer, die er nach alter Weise ausschmückte. Sogar die Schädel durften nicht fehlen. Ein schöner Hund, Lyon, war immer um ihn und erheiterte ihn durch seine treue Anhänglichkeit.

Des Abends nun, wenn die Geschäfte des Tages abgethan waren und das naßkalte, neblige Wetter, das in diesem Winter mehr als andere Jahre die Umgegend Missolonghi's unangenehm und ungesund machte, war er meist mit Gamba, dem Oberingenieur Parry, einigen andern Engländern, zuweilen auch mit Maurokordato zusammen, und dann unter-

hielt seine scherzhafte Laune die Anwesenden so, daß sie Zeit und Ort vergaßen und die halbe Nacht oft unter heitern Gesprächen verstrich. War er aber allein, so fühlte er sich nirgends glücklicher, als unter seinen halbwilden Kriegern. Er stieg dann hinunter in die Halle, deren Wände von Musketen und Säbeln im Dämmerlicht blitzten. Hier putzten die Sulioten ihre Dolche, Andere schwangen sich in kriegerischem Tanz durch den Raum, Kriegslieder hallten von Munde zu Munde.

Drei Männer unter den Sulioten waren es besonders, mit denen er sich fortwährend unterhielt, obwohl sie nicht von Suli's Bergen stammten. Zograffo, sein Diener und Begleiter durch Griechenland, hatte unter Marko Bozzaris gefochten, und daß auch dessen Söhne, Miltiades und Alkibiades, nicht fehlten, konnte man dem kriegerischen Sinne des Vaters wohl zutrauen. Die Knaben waren zu schlanken, behenden Jünglingen aufgeschossen, ihre Narben bewiesen, daß sie dem Feinde schon oftmals in's Auge geschaut, daß sie tapfer gekämpft hatten. Zograffo

selbst war ein rüstiger, gegen jede Unbill unempfindlicher Mann, noch immer so barock, wie vor funfzehn Jahren, und ein unversöhnlicher Feind der Türken.

Von ihm erfuhr Byron manche Einzelnheiten über den gefallenen Helden, dessen Grabmal in der Nikolaikirche zu Missolonghi er bereits mehrmals besucht hatte. Eines Abends lenkte sich das Gespräch wieder auf Bozzaris, und nachdem der gesprächige Grieche alle Großthaten des Todten abermals wiederholt, seinen Ruhm, seine Schlauheit, seinen Edelmuth gepriesen hatte, brach er zuletzt noch in den Ausruf aus: „Ja er war ein Held, ein neuer Leonidas und verdiente wohl ein so liebevolles Weib, wie es ihm geworden!"

„Er war verheirathet?" sprach Byron. „Warum muß ich das erst jetzt erfahren, jetzt, wo es doch wahrhaftig sehr spät ist, der Wittwe des Helden einen Besuch abzustatten! Und doch muß es geschehen. Marko's Weib muß Lord Byron kennen lernen. Ist die Frau schön?"

„Wer sie sah, wußte immer nicht genug Rühmens von ihrer schlanken Gestalt, ihrer edlen, zarten Gesichtsbildung zu machen, obwohl sie blos die Tochter eines Räubers sein soll."

„Wie heißt sie?" fragte Byron. — „Wie dumm daß ich das erst jetzt erfahren muß! Nun, ihr Name?"

Zograffo zuckte die Achseln. „Euphrosyne heißt sie nicht," sprach er, „Melpomene auch nicht, und wollte ich Ew. Herrlichkeit auch noch eine ganze Menge anderer berühmter Namen aufzählen, ich könnt' es doch nicht beschwören, daß sich der rechte darunter befände. Ich kenne sie nicht, ich sprach sie nie, aber mein Alkibiades, der Wetterjunge, hat oft genug mit ihr gesprochen."

„Gut," unterbrach ihn Byron. „Alkibiades soll mein Führer sein. Morgen schon muß ich die Wittwe Bozzaris sprechen, denn vielleicht," setzte er dumpfer hinzu „vielleicht kann ich aus ihrem Munde etwas über Theakita erfahren."

Indem ließ sich Graf Pietro melden. Es waren Briefe aus Genua angekommen, die ersten, seit er die

griechische Erde betreten, und daß sich auch ein zärtliches Schreiben von Therese an den Geliebten darunter befand, stand zu erwarten.

Der Dichter erhielt mit zitternder Hand den Brief. Er las, er verschlang ihn, er küßte die Züge der geliebten Hand und ein schwärmerisches Glück spiegelte sich in seinem glänzenden Auge. Man sprach die halbe Nacht von Italien, und das Andenken von Theakita war in dem schnell Erregbaren spur- und schmerzlos verschwunden.

3.

Bozzaris' Wittwe war eine noch jugendliche, schöne Frau. Ein langer, weiter Schleier von schwarzem Kreppflor umfloß von Kopf zu Fuß ihre schlanke Gestalt und ließ das geschmackvolle, höchst kleidsame Costüm der Griechin reizend durch die dünne Verhüllung schimmern. Das Zimmer der Wittwe, mit vielen Blumen ausgeschmückt, sah über niedrige Häuser hinaus auf den Golf, über welchen dampfende Nebel rollten, und nur selten hin und wieder die zer-

streuten Segel der türkischen Flotte durchblinken ließen, die in weit gezogenem Halbkreise Missolonghi einschloß.

Ihr zu Füßen auf einem werthvollen Teppich ruhte in türkischer Art ein sehr hübsches Mädchen, die Cither im Arm, zu deren Spiel es mit leiser Stimme ein naives griechisches Liebeslied sang. Jetzt legte sie das Instrument weg, und sprach, indem sie die Füße ihrer Gebieterin umschlang: „Ach Du seufzst auch immer und ewig! Wenn Dich dies Liedchen nicht mehr fröhlich machen kann, welcher Gesang, welche Zerstreuung soll dann Deine Munterkeit zurückrufen?"

„Ich bin nicht traurig, Liebe," versetzte die Wittwe, „wenn ich seufze, so geschieht es um Griechenland. Denn wer soll es retten, nun Marko todt ist und die andern Helden sich im Geheim selbst befeinden!"

„Hast Du vergessen," fiel die Dienerin ein, „daß der reiche Engländer vor einigen Tagen zu uns ge-

kommen ist? Er soll tapfer und unerschrocken sein, und alles Volk vertraut ihm."

„Du meinst Lord Byron, hast Du ihn schon gesehen? Er soll ein eben so schöner, als wunderlicher Mann sein."

Die Dienerin wollte antworten, als der Wittwe ein Besuch des Lords angemeldet wurde. Ueberrascht schickte sie die Dienerin fort und erwartete mit banger Neugier den Fremdling. Byron trat ein. Mit forschendem Blick musterte er ein Paar Secunden lang die vor ihm stehende Frau, dann trat er hastig auf sie zu, seine Hände, seine Knie zitterten, er breitete die Arme aus, und halb sinkend, halb herabgezogen, fiel er nieder zu den Füßen der Griechin, die ihre Hände auf sein Haupt legte. Die Lippen beider bewegten sich und: Theakita! Gordon! waren die einzigen Laute, die wie im Liebesgeflüster im Zimmer verhallten. Beide bemerkten nicht, daß die neugierige Dienerin durch die Tapete lauschte, die Hände über ihr Gesicht schlug und sich schnell wieder zurückzog.

Theakita, überwältigt von ihren Gefühlen, war einer Ohnmacht nahe. Der Freund umfängt die holde Gestalt und trägt sie nach der Ottomane. Er ergreift und drückt ihre weiche, erkaltende Hand, seine heiße, zitternde Lippe berührt ihren Mund, und von dem Athem der Liebe magnetisch berührt, schlägt sie wieder die schönen Augen auf und entwindet sich mit sanfter Gewalt den Armen des bewegten Dichters.

Nun fanden Beide endlich Worte, um einander gegenseitig ihre Verwunderung, ihre Freude kund zu geben. Sie sieht sich, obwohl wiederstrebend, zu einer Erzählung ihrer Schicksale genöthigt. So erfährt nun Byron, daß nach jener schrecklichen Nacht, nach der empfangenen, gefährlichen, aber nicht tödtlichen Schußwunde, ihr Erwachen in Marko's Armen nicht eben das glücklichste gewesen sei. Ihren Fragen, ihren Bitten, was aus dem verschwundenen Freunde geworden? setzt der Suliot ein finsteres Schweigen entgegen, und so muß sie denn endlich seinen Tod, wofür Alles zu sprechen scheint, für gewiß annehmen.

Langsam genes't sie unter stiller Trauer von ihrer Wunde, ihrem Schmerze. Marko verläßt sie nicht mehr, vielmehr pflegt er sie mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, der sie ihren Dank nicht versagen kann. Ein gleiches Benehmen beobachtet er nach ihrer Wiederherstellung, so daß sie wohl an die Betheuerungen seiner aufrichtigen Liebe endlich glauben muß. Wiederholt trägt ihr Bozzaris seine Hand an, Theakita weis't ihn sanft, doch entschieden eben so oft zurück. Ausdauer aber besiegt auch das widerstrebendste Frauenherz, der Geliebte ist todt, wenigstens verschwunden und ihr jedenfalls für immer verloren. Marko wird dringender. Sie liebt ihn zwar nicht, doch achtet sie ihn hoch und fühlt tief, daß sie seine Freundschaft, vielleicht seinen Umgang nicht mehr entbehren könne. Und so wird sie endlich seine Gattin.

Von dieser Mittheilung ward Byron nicht wenig ergriffen. Es erschien ihm Alles so wunderbar, es klang Alles so ahnungsvoll-harmonisch, so mährchenhaft-bedeutungsvoll zusammen, daß er am Schlusse seines

ereignißreichen Lebens zu stehen glaubte. Denn wie er jetzt auch Vergangenes und Gegenwärtiges neben und gegen einander halten mochte; er sah einen vollendeten Abschluß, und ein tiefer Friede lag segnend darüber gebreitet. Das Feindseligste, das Widerstreitendste schien sich in eine allgemeine Versöhnung für ihn auflösen zu wollen, nun ihn Bozzaris, der edelste Held, die Freundeshand, obwohl ohne ihn zu kennen gereicht, und in Theakita ihm einen schirmenden Genius selbst aus seiner Gruft heraufgesendet hatte.

Zwischen Liebenden, trennt sie ein unerforschliches Schicksal auf lange Zeit, tritt bei einem späteren Wiederbegegnen gewöhnlich an die Stelle früherer Leidenschaftlichkeit ein inniges Freundschaftsverhältniß, das alsdann oft höchst beglückend Beide hebt und trägt, und in reichem Maße die ungestümen und so unbeständigen Freuden der Liebe ersetzt. Unser Freund wenigstens genoß in seinem ferneren Umgange mit Theakita dieses Glück, und die Griechin

schien ebenfalls nichts, als die Freundschaft des Dichters zu wünschen.

Dies heitere Zusammenleben gab eine erwünschte Zerstreuung unter den vielen Wirrnissen, die nun immermehr sichtbar wurden. Die Griechen vertrödelten die Zeit, ohne sich viel um die Feinde zu bekümmern. Die Matrosen, die Soldaten, selbst die Offiziere lagen unthätig am Hafen neben und in den Schiffen, rauchten sorglos ihre Pfeifen und sahen gleichgültig die Segel der türkischen Flotte am Horizont heraufblitzen, die in immer engerem Kreise Missolonghi zu blokiren begann.

Solche Unachtsamkeit ärgerte Byron unsagbar. Er drang deshalb alles Ernstes in Maurokordato, mit Strenge gegen die Lässigen zu verfahren, die Mittel, die er mitgebracht hatte, weise und schnell zum Besten Griechenlands zu verwenden, und Schritte zu thun, um bei dem Congresse auf Salamis die Oberhand zu gewinnen, die Uebrigen zu kräftiger That mit fortzureißen. Der Fürst versprach es, dennoch blieb Alles beim Alten, und da beispiellos wi-

drige Witterung einfiel, so hatte man den besten Vorwand, sich bei dem heftig drängenden Lord zu entschuldigen.

Bei solcher Trägheit konnte der Einzelne wenig helfen. Ohnedies war Zurückhaltung und Klugheit unerläßlich, um nicht den Argwohn der Griechen zu wecken und Alles gänzlich zu verderben. Byron begnügte sich daher, durch ununterbrochene Correspondenz für seine Zwecke zu wirken. Am meisten baute er auf Trelawney, der sich noch immer im östlichen Griechenland aufhielt, und von dessen entschiedenem Auftreten er Alles erwartete.

Unterdeß übte er sich und seine fünfhundert Sulioten in den Waffen, verkehrte mit seinen Freunden und vertrauten Dienern, wo er dann oft seinem Zorne freien Lauf ließ und die Griechen nicht mit den schönsten Ehrentiteln beschenkte.

Da ihm die sumpfige Umgebung Missolonghi's nicht zusagte, und er ohehin seit dem Meerbade nach Shelley's Bestattung fortwährend leidend war; so pflegte er jeden Abend etwa eine Stunde weit nach

dem schon erwähnten Olivenwäldchen zu reiten. Seine funfzig Sulioten begleiteten ihn jederzeit auf diesen Ausflügen und liefen auf beiden Seiten im schnellsten Trabe neben seinem Pferde her, oft unter lautem Hussah ihre Carabiner schwingend.

Der Abend des einundzwanzigsten Januars, mild und still, hatte unsern Freund abermals den gewohnten Weg nach dem Olivenwäldchen geführt. Er war heiter und scherzte mit dem Oberingenieur Parry, der sich über die Kälte und Nässe des Klima's beschwerte.

„Ja," sprach Byron auf eine längere Lamentation des sonst tüchtigen Mannes, „die Lage Missolonghi's muß allen Amphibien höchst zuträglich sein. Ein holländischer Deichbruch ist, was die Trockenheit betrifft, noch eine arabische Sandwüste dagegen."

„Das mag Gott wissen!" versetzte Parry. „Ein ehrlicher Mann hat ein perennirendes kaltes Fieber weg, bevor er eine Patrone abbeißt. Und was ganz verteufelt ist, Mylord, das sind die fehlenden Kamine.

Ich wundere mich, daß Ew. Herrlichkeit so wenig davon empfinden."

„Und ich wundere mich," sprach Byron in lustigem Tone, „wie ein Ingenieur und Oberfeuerwerker an so etwas auch nur denken kann. Ich dachte, Ihre bloße Annäherung schon würde Alles umher in Flammen setzen, derweilen klagen Sie über die Luft! Eher hätte ich erwartet, den Vesuv niesen, als Sie über die Atmosphäre räsonniren zu hören! Nun warten Sie nur, Himmel und Erde werden Ihnen schon einheizen, wenn es nicht Griechen und Türken zusammen thun! Die Luft riecht ganz nach Erdbeben."

Parry konnte eine abwehrende Bewegung nicht unterlassen, die Byron zu einer weitern Ausspinnung des Gespräches bewog. Darüber ward es Abend und die Sonne ging eben unter, als die Freunde aus dem Wäldchen in's Freie hervorsprengten. Missolonghi lag vor ihnen, von glühendem Sonnengold überströmt. Fernab glänzte und funkelte der Golf, viele Möwen schossen wie fliegende Flammen durch

die Luft, über dem Domthurme der Festung aber schwebten in bewegtem Kreise einige ungleich größere Vögel.

Byron riß so heftig an dem Zügel seines Pferdes, daß es sich bäumte. „Gott, Gott!“ rief er aus, seine Hand gegen die Stirn drückend und unverwandt auf Missolonghi die Blicke heftend. Besorgt näherte sich Pietro dem Freunde, auch Tita ritt heran, mehrere Sulioten hielten achtsam nahe bei ihm. Er erkannte den treuen Zograffo zu seiner Linken. „Ach, Zograffo,“ sprach er zu dem Griechen, „Du weißt es, Du warst ja dabei! Im Jahre 1809, als ich eine Nacht in Deiner Hütte zugebracht, Dich in Dienst genommen hatte, und wir dann früh am Morgen unsern Weg nach dem Parnaß einschlugen, flammte Missolonghi, wie heut', und täuscht mich nicht Alles, so zeigte sich damals auch jene Vogelgattung, die ich eben sehe. Erkennst Du sie auch wieder?“

Zograffo blickte nach der Stadt, Aller Augen richteten sich eben dahin, man konnte aber nur noch

einen einzigen großen Vogel deutlich im goldenen Duft auf- und niedersteigen sehen. Dann verlor sich der Glanz langsam, das Thier schien zu sinken, es flatterte noch einmal lebhaft auf und schoß nun schnell empor in die höhere, noch lichte Atmosphäre, und darin verschwand es wie ein feuriger, von zwei brennenden Fittigen getragener Vogel.

„Das war ein Adler," sagte Zograffo, „ein schönes Thier und größer, als ich je einen sah."

„Ein einziger!" sprach Byron, „und er verschwand, entfloh, Gott weiß es, wohin?"

Er spornte sein Pferd und ritt so schnell der Stadt zu, daß die Sulioten ihm kaum folgen konnten. Er blieb den ganzen Abend allein auf seinem Zimmer, nur eh' er zu Bett ging, ließ er Tita und Fletcher noch zu sich, um Beiden einige Befehle für den nächsten Morgen zu geben.

„Ich will nicht gestört sein," sprach er, „Ihr wißt es, warum." — Er stand auf, ging durch's Zimmer und warf sich dann wieder auf den Divan. Seine Mienen zeigten, daß er eigenthümlich aufge-

regt war, daß eine weiche Melancholie seine Seele verdüsterte. Endlich rief er aus: „Andere mögen es machen, wie sie wollen — sie mögen wieder gehen — ich bleibe hier, das ist ausgemacht! — Möchtest Du wieder nach Italien zurück, Tita?“

„Ja, wenn Ew. Herrlichkeit gehen, so gehe ich auch.“ Byron lächelte. „Nein,“ sprach er „ich werde aus Griechenland nie mehr zurückkehren! Ich weiß es, seit heut' Abend weiß ich es!“

Fletcher ergriff seine Hand, Byron fühlte sie benetzt von einer Thräne, die aus des Dieners Auge fiel. „Gute Nacht, William,“ sagte er, sich vertraulich auf die Schulter des treuen Mannes stützend. „Schlafe wohl und träume von einer heitern Zukunft. Für Dich ist gesorgt.“ Er drängte die Harrenden, Widerstrebenden sanft aus dem Zimmer und begab sich, Mary's Bild, eine Locke von Therese und Ada sorgsamer denn je an seiner Brust verbergend, zur Ruhe.

Am andern Morgen blieb des Dichters Zimmer ungewöhnlich lange verschlossen. Man wollte ihn

nicht stören, da er ausdrücklich um Ruhe gebeten hatte. Indeß waren schon frühzeitig seine Freunde in das Seraglio gekommen, um heut' am siebenunddreißigsten Geburtstage des Gefeierten, ihn mit frohem Gruß zu empfangen. Die Sulioten standen, prächtig geschmückt, in der Vorhalle.

Endlich öffnete sich das Cabinet des Lords, ein wildes Lebehoch der Krieger empfing ihn, klirrend schwangen sie ihre Carabiner über den Köpfen und führten einen jener malerischen Tänze aus, die so geeignet sind, die Schönheit der Formen, die behende Geschmeidigkeit der Glieder auf das Vortheilhafteste zu zeigen. Byron war erfreut und dankte mit militärischem Gruß.

Weniger geräuschvoll empfingen ihn die Freunde. Pietro überreichte ihm Briefe von Theresen, die in treuer Anhänglichkeit noch immer jeden Schritt des theuren Mannes verfolgte. Auch andere politische Nachrichten lauteten erfreulich, und man hätte den bedeutungsvollen Tag in heiterer Aufgewecktheit feiern können, wäre Byron selbst nicht so ernst, so

ahnungsvoll ernst gestimmt gewesen. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand, und nachdem er die Glückwünsche Aller angenommen, sprach er zu ihnen:

„Sie machten mir neulich Vorwürfe, daß ich nicht mehr dichte. Wenn ich nun auch fest überzeugt bin, daß ein Mensch, so lange er noch etwas Gescheidteres thun kann, das Versemachen bleiben lassen sollte; so will ich doch nicht läugnen, daß ein kluges Benutzen poetischer Stimmungen ihm selbst und Andern ganz vortheilhaft sein mag. Heut' ist mein Geburtstag, und da hab' ich denn zwischen Nacht und Tag ein Ding beendigt, das ich für besser halte, als was ich gewöhnlich schreibe. Ich hoffe, es soll mein letztes sein. Wollen Sie es einmal durchlesen?"

Pietro nahm die Verse. Sie waren überschrieben „Heute vollende ich mein sechsunddreißigstes Jahr," und da eine auffallend prophetische Stimme in diesem letzten Gedicht des großen Sängers geheimnißvoll flüstert, so können wir uns die Mittheilung desselben nicht versagen. Hier ist es:

„Zeit ist's, daß Liebe mir entschwinde,
Seit Niemand stillt der Liebe Schmerz;
Doch wenn auch nirgends Lieb' ich finde,
Stets liebt mein Herz.

„Mein Leben welkt gleich dürrem Laube,
Der Liebe Blüth' und Frucht entwich;
Von Harm und Gram gebeugt zum Staube,
Nun rühr' ich mich.

„Der Brand, der mir im Busen gähret,
Brennt wie in Bergesschlund allein;
Wie schwarze Leichengluth verzehret
Er ohne Schein.

„Der Liebe fürchtend, hoffend Weben,
Der Liebe Wonn= und Thränenspur
Verging, sie ließ mir nun im Leben
Die Kette nur!

„Doch hier ist all ihr Klagen eitel,
Nicht dieser Zeit, nicht dieser Luft,
Wo Ruhm umgrünt der Helden Scheitel
Und ihre Gruft.

„Das Banner weht, durch Blutgefilde
Blitzt Hellas' Schwert mir in's Gesicht;
Der Sparter einst, todt auf dem Schilde,
War freier nicht.

„Wach' auf! (Nicht Hellas, Du erstandest!)
Wach' auf, **mein Geist**, und blick' hinauf
Zu ihm, deß Blut Du in Dir fandest,
Und dann schlag' drauf!

„Tilg' aus, nicht mehr der Liebe fröhnend,
Dein Weltgelüst; nicht ruf's zurück!
Nicht kümm're Dich, ob hold, ob höhnend
Der Schönheit Blick.

„Du trau'rst ob hingeschwund'ner Jugend,
Das Land, wo man mit Ehren stirbt,
Hier ist's, wo Tod der Heldentugend
Den Preis erwirbt.

„Was Wen'ge suchen, Viele finden,
O such' es Dir, des Kriegers Grab!
Such' Dir's in heil'ger Erde Gründen
Und sink' hinab!"

Durch Mittheilung dieses Gedichts, das den verdienten Beifall Aller davon trug, wenn auch Keiner der ahnungsvoll-trüben Stimmung, die es geboren, sich freuen konnte, ward die Unterhaltung wie von selbst auf Kunst und Poesie geleitet. Dies war ein Gegenstand, den man lange nicht mehr berührt hatte, da Byron geflissentlich jede Erinnerung daran

zu fliehen schien. Allein einmal in Fluß gebracht, ging er schnell mit gewohnter Lebhaftigkeit auf das angeschlagene Thema ein und enthüllte nun eine Menge von Plänen, mit denen er sich in geheimer Stille trug, die er pflegte und rastlos in sich ausbildete. Mit dem größten Behagen ließ er sich über die endliche Gestaltung des „Don Juan" aus, den er noch durch die widersprechendsten Lebensphasen geleiten wollte.

„Es geht mir über die Maßen wunderlich mit diesem Gedicht," sprach er. „Zuerst verketzerten es die Pfaffen, nachher errötheten die Weiber über die liebenswürdige Ungenirtheit meines Helden, über seine lustigen Schwänke, seine Schlafrocksphilosophie, und keine Frau war ungehaltener darüber, keine hat mir mit anmuthigerer Grazie die Leviten gelesen, als ihre Schwester, Graf Pietro. Sie ließ nicht ab, bis ich den Faden der Dichtung abzuschneiden versprach, denn sie meinte, das wäre so ohne Schmerzen in's Werk zu setzen, wie die Abkürzung eines Paternosters. Später, als sie ein wenig heiterer vom Leben denken

lernte und einsah, daß Kurzweil mit Sünde nichts gemein habe, nahm sie ihr Verbot zurück, und ich konnte nun wieder drauf los Liebesabenteuer anknüpfen und Haremsgeheimnisse enthüllen nach Herzenslust. Das ist aber Alles nichts gegen das, was ich noch zu geben gedachte, hätten mich die Orthodoxen nicht ärgerlich gemacht. Diese Herren denken immer, sobald sie nur ein nacktes Bein sehen, es komme Niemand mit ihnen in den Himmel, wo sie Beichte sitzen. Und nun muß ich lachen, wenn ich sehe, wie sie jetzt nicht wissen, wohin sie die Ohren halten sollen, um nur kein lobendes Wort über den verruchten Lord Byron zu hören. Ihnen zum Verdruß aber will ich gerade jetzt erst mein Lebensepos hier zu einer schwindelnden Höhe emporheben. Dann sollen sie mich oben stehen sehen von Sonnengluth umsprüht, und ich will ihnen zurufen, daß ich mich, so mutterallein, äußerst wohl befinde. Erlebe ich dies, dann menge ich Alles mit in die Fortsetzung meines „Don Juan," und das soll denn das erste Epos der Welt geben."

Fletcher trat ein, ihm folgte Trelawney auf dem Fuße. „Sie hier?“ rief Byron dem Freunde entgegen. „Nun dann will ich hoffen, daß unsere Wünsche der Erfüllung nahe sind!“

„Das können Sie, Mylord,“ sprach Maurokordato, der jetzt ebenfalls zu den Versammelten kam. „Mr. Trelawney bringt die günstigsten Nachrichten von dem Congresse zu Salamis. Die Regierung übersendet Ihnen hier das Patent als Befehlshaber jeder Expedition, die wir zu unternehmen beschließen. Dies wird Sie ermuthigen und Ihnen Vertrauen zu unsern Landsleuten einflößen, das in letzter Zeit gesunken schien.“

Byron wollte antworten, als Trelawney ihm zuvor kam. „Das wäre auch beim Teufel kein Wunder, Herr Fürst,“ sprach er, „denn was die Ehrlichkeit Ihrer Landsleute betrifft, so will ich eben so gern einem Juden meine Seligkeit verpfänden, als eines Griechen freundlichem Blicke trauen. Aus dem Religionsunterrichte weiß ich mich noch zu erinnern, daß in der Bibel alle Verheißungen immer mit der Klaus-

rigen Phrase „vornehmlich den Juden und auch den Griechen" schließen, und, Gott verdamme meine Augen, diese beiden Nationen passen, was das Ehrlichsein betrifft, zusammen, wie Dolch und Scheide! Haben mir diese Götterkerle doch vorgeflunkert, daß ich nahe daran war, Alles kurz und klein zu schlagen! Hilft die List nicht mehr aus, so soll's der Ehrgeiz thun, und ist man auch von dieser Seite unangreifbar, so gibt's noch hundert andere Mittelchen, jedem redlichen Kerl auf hübsche Manier sein gutes Gewissen herauszupressen. Allen Respect vor Ihren Helden, Herr Fürst, aber Gott verdamm' mich, der wildeste Seeräuber ist noch ein Quäker gegen diese ehemaligen Klephten!"

„Sie kennen leider blos meine Feinde," sagte der Fürst. „Der Parteihaß macht sie blind und toll, und so wird man gegen seinen Willen genöthigt, Versprechungen zu thun, ohne je an das Halten solcher Gelöbnisse zu denken. Man muß Sie betrügen, um die heilige Sache zu retten."

„Mag sein," versetzte Trelawney, „doch bleibt

es immer ein Kampf, als ob Mäuse mit Krokodillen Krieg führen wollten. Ein Paar Dutzend malayische Krummdolche wären das gesundeste Futter für diese Banditen."

Graf Gamba und Parry brachen jetzt mit Gewalt dies Gespräch ab, da Trelawney's seemännische Rücksichtslosigkeit den Zorn Maurokordato's entzünden wollte. Sie zogen Byron, der das erhaltene Patent mit leuchtenden Blicken durchlas, in die Unterhaltung und dieser gab, da er auf den Disput wenig geachtet, der ganzen Sachlage eine andere Wendung. Er drückte dem Fürsten, dann Trelawney die Hand und sprach, indem er vor dem Grafen das Patent entrollte: „Da sehen Sie nun, wie weise es von mir gehandelt war, daß ich mir in Genua ein Paar Helme mit meinem Wappen machen ließ. Ich, Sie und der Seeräuber, wir Drei mit diesen Helmen an der Spitze meiner Sulioten, schlagen den Halbmond in tausend Stücke! So ist's," fuhr er mit bewegter Stimme, mit schwärmerischen Blicken fort, „sogar der erste, glücklichste Wunsch meiner Knaben-

jahre soll mir nun noch gewährt werden vom Schicksal, oder wie sonst wir diese Macht nennen wollen. Ich werde Anführer einer wilden Reiterschaar sein, und wenn sie auch nicht gerade Alle schwarze Pferde reiten können, „Byrons Schwarze" sollen sie dennoch heißen. — Möchte man nun nicht glauben, die Kindheit sei nur ein Schlaf, während dem in hellen Traumbildern das Mannesalter mit seinen Thaten an uns vorüberrauscht?"

Diese Wendung brachte das Gespräch auf das Kapitel der Träume und Wahrsagungen, und da auch die Griechen an Aberglauben keinen Mangel leiden, so wurde unter den versammelten Männern Vieles herüber und hinübergesprochen, bis endlich Byron durch die Bemerkung, sein heut' begonnenes Lebensjahr müsse laut der Williams'schen Prophezeihung eine neue Epoche für ihn begründen, die Andern zum Schweigen brachte.

„Ich bin neugierig," sagte er, „ob die wunderliche Hexe so weit in die Zukunft sehen konnte. Nur wünschte ich, das Resultat wäre ein erfreulicheres

als beim siebenundzwanzigsten Jahre. Sonst müßt' ich wahrhaftig bitten, daß mich die heiligen Erzengel als Ergänzung ihrer Dreiheit unter sich aufnähmen."

4.

Unterdeß hatte sich zwischen dem Dichter und Theakita ein inniges Freundschaftsverhältniß entsponnen, das von beiden Betheiligten mit scheuer Sorgfalt gehegt und behütet ward. Für Byron war dies besonders ersprießlich, denn da es ihm zum Bedürfniß geworden, immer mit einem befreundeten weiblichen Wesen in lebhaftem Gefühlsaustausch zu bleiben; so schöpfte der Freund aus Theakita's Erzählungen, in Theakita's Unterhaltung Muth zur Ausführung der verwegensten Pläne. Ihr theilte er seine Sorgen, seine Bekümmernisse mit, ließ sie Theil nehmen an den Freuden, die ihn erhoben. Daß ihr solchergestalt seine Ernennung zum Befehlshaber einer griechischen Truppenabtheilung nicht verborgen blieb, ließ sich denken, eben so sehr aber lag es auch in dem Charakter der Griechin, daß sie nunmehr den

Muth des Freundes zu befeuern, seine Lust zu kriegerischen Unternehmungen möglichst zu reizen suchte.

Lepanto, das alte Naupaktos, war damals der einzige feste Platz in ganz Westgriechenland, der sich noch in den Händen der Türken befand. Die Entfernung von Missolonghi war nicht zu bedeutend, die Beschwerlichkeiten des Weges mußten sich überwinden lassen, und die Besitznahme dieses Platzes wäre ein bedeutender Fortschritt der griechischen Waffen gewesen, in so fern alsdann dem Feinde in dieser Gegend jeder Fuß breit Erde entrissen war. Dies sahen die einzelnen Parteihäupter eben so wohl ein, wie Byron, doch hätte vielleicht der Letztere ohne Theakita's Drängen den Hellenen nicht so lebhaft beigepflichtet. Diese Frau setzte ihm aber täglich mit Bitten zu, doch ja einen Kriegszug nach Lepanto zu unternehmen, und ihre natürliche Beredtsamkeit, ihre Vaterlandsliebe, vereint mit der Anmuth weiblicher Freundschaft, bestimmten den Dichter bald genug, die nöthigen Anstalten zu dieser Expedition zu treffen.

Er freute sich lebhaft, daß sein Antrag im Kriegs=

rath ungetheilten Beifall fand, was freilich nicht viel bedeuten konnte, da unser Freund die Kosten der Ausrüstung ganz allein zu tragen hatte. So wurde denn nun ein Operationsplan entworfen, woran Byron nach Kräften Theil nahm, ein kleiner Artillerie-Park ward angeschafft, die Truppen auf das Prächtigste ausgerüstet, vor Allen die Schaar der fünfhundert Sulioten, die vorzugsweise im Solde des Dichters und unter seinem speciellen Commando standen. Sie bekamen doppelte Löhnung, die raschesten, kräftigsten Pferde, die kostbarsten Waffen.

Damit bezeugten sich die Sulioten ganz wohl zufrieden, nur ließen sie in kurzem den Wunsch nach höherem Solde laut werden, indem sie im Fall ihres Todes ihren Wittwen einen Sparpfennig hinterlassen wollten. Unser Freund, stets mildthätig bis zur Verschwendung, gewährte diese Bitte ohne Widerrede. Nun dauerte es aber nicht lange, so trat man mit neuen Anforderungen hervor, und diesmal zwar ungestümer, brutaler. Die Sulioten wollten sich selbst befehligen und begehrten deshalb so viele Offi-

ziere, daß, hätte Byron ihrem Verlangen willfahren wollen, die Hälfte der Schaar aus lauter Befehlenden bestanden haben würde. Er protestirte daher heftig dagegen, sprach seinen Unwillen aus, drohte mit Bestrafung und führte den Unverschämten ihre Pflicht zu Gemüthe, ohne jedoch den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Die trotzigen Krieger murrten, zerstreuten sich, und ehe noch eine Stunde vergangen war, hatte ein nicht unbeträchtlicher Theil die Waffen niedergelegt!

Solche Erfahrungen konnten ihn nicht ermuthigen. Ueberall sah er nur den Egoismus lebhaft thätig, nur den eigenen Vortheil scheinbar dem Vaterlande dienstbar, während doch im Grunde das allgemeine Wohl oder Wehe, das Heil des Landes einem Jedem höchst gleichgültig war.

Zu dieser bedauernswerthen Noth gesellte sich als größtes Störniß jetzt noch ein unerträglich widerwärtiges Wetter, das um so ärger ward, je näher der Frühling herankam. Unaufhörliche Regengüsse bei meist schwüler Luft setzten die Gegend fast ganz un-

ter Wasser und verwandelten Missolonghi, das ohnehin auf schlammigem, brüchigem Boden lag, in einen vollkommenen Sumpf. Die schwülen Nebel, die stechenden Sonnenblicke, die zuweilen den Regen unterbrachen, erzeugten Fieber, und verwandelten Stadt und Umgegend in ein wahres Pesttreibhaus. Ueberall wurden ernsthafte Besorgnisse laut, die Mißmuthigen, die widerhaarigen, einander feindgesinnten Parteihäupter glaubten dies benutzen zu müssen und so hieß es denn sehr bald, in Missolonghi sei die Pest ausgebrochen, neu angekommene Freiwillige aus dem Auslande hätten sie mitgebracht! —

Ein solches Gerücht konnte bei den so leicht reizbaren Gemüthern der Griechen nicht spurlos vorübergehen. Die Sulioten, unthätig, aber streitlustig; unzufrieden, daß Byron ihre Forderungen nicht beachtet, und beleidigt, weil er, der Fremdling, mit Strafe gedroht hatte, suchten sich zu rächen. —

Es war gegen die Mitte des März, als zwischen einigen englischen Freiwilligen und ein Paar Sulioten, die von Wein und Spiel erhitzt waren, ein Zwist

ausbrach, der schnell zum Aufruhr anwuchs. Die Sulioten erhoben sich in Masse gegen die Freiwilligen, und es mußte irgend wie ein Verständniß mit Uebelwollenden in der Umgegend statt gefunden haben, denn kaum war es zu blutigen Thätlichkeiten gekommen, als auch von Außen her ein Haufen wilder Krieger gegen die Veste anstürmte.

Byron übte seine Leibwache ruhig in den Waffen, als das Lärmen und Schreien der Aufrührer zu ihm drang. Umgeben von seinen Getreuen wagte er sich kaltblütig unter die tobende Rotte, die blindlings um sich schlug und gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthete. Worte der Besonnenheit wollten nicht fruchten, die Uebermacht war zu groß, die Erbitterung, obwohl grundlos, zu hoch gestiegen, und so konnten nur Gewaltmaßregeln größerem Unheile vorbeugen. Die wüthenden Sulioten machten Anstalt, das Seraglio zu stürmen, man mußte Kanonen aufpflanzen und mit dem schonungslosesten Blutbade drohen, wenn die Empörer nicht augenblicklich zur Ruhe, zum Gehorsam zurückkehren würden.

Obwohl nun durch so entschlossenes Einschreiten die Empörung erstickt wurde, die nachtheiligen Folgen blieben nicht aus. Byron, seit längerer Zeit kränkelnd, von jeher reizbar und jetzt durch climatische Einflüsse, durch Sorgen aller Art bis zur entschiedensten Krankhaftigkeit empfindlich, fühlte sich unmittelbar nach diesem Auftritt unwohl. Er saß mit wenigen Freunden schwermüthig auf seinem Zimmer, vertieft in Gespräche um Griechenlands Wohl; da flirrte es ihm vor den Augen, seine Stimme zitterte, er wechselte auffallend schnell die Farbe, die Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft zusammen, und wie er sich auch anstrengen mochte, er konnte nicht widerstehen. Laut aufschreiend stürzte er zwischen die Freunde, wilde Zuckungen schüttelten seine Glieder, der Mund schäumte und es vergingen mehrere Minuten, bevor seine Umgebungen den hin und wieder Geworfenen gegen jede Beschädigung schützen konnten.

Zwar kehrte die Besinnung bald wieder zurück, allein der unnatürlichen Anstrengung folgte eine gleich heftige Ermattung. Der erschütterte Dichter sah

seine Hoffnungen, seine Pläne, seine Träume, für die er ja sein Alles dahin gegeben, selbst seine Liebe, den einzigen Halt und Reiz seines Lebens geopfert hatte, auf einmal zertrümmert und verschwunden. Körperlich erschöpft, geistig gequält, wäre ihm Ruhe und Schonung nöthig gewesen. Missolonghi war aber jetzt nicht mehr der Ort dazu. Es fehlte an jeder durchgreifenden, ordnenden Gewalt, und konnte auch auf Augenblicke Ruhe erzwungen werden, sie zu erhalten war man nicht im Stande, um so weniger, je schwieriger es ist, ein nur halb civilisirtes Volk durch vernünftige Vorstellungen im Zaume zu halten.

Unter Schmerzen und banger Besorgniß verging die Nacht, und kaum brach der Tag in trüber Schwüle an, als Byron durch ein wohlbekanntes Toben und Drohen aus unruhigem Schlummer aufgeschreckt wurde. Entsetzt und bleich stürzte Fletcher herein und stellte sich, ein Paar Pistolen des Dichters ergreifend, vor das Lager seines Herrn, während Tita an die Thür trat und mit gewichtigen Hieben

einer vordrängenden Macht zu begegnen suchte. Um Blutvergießen zu vermeiden, ließ Byron die Ungestümen ein. Er sah sich im Augenblick von einer lärmenden Schaar halb trunkener Sulioten umringt, die Drohungen ausstießen und verschiedene Male ihre Carabiner auf den Kranken anschlugen. Sie verlangten in wirrem Geschrei doppelten Sold, Vertreibung der Fremden, neue Anzüge. Denn ihre prachtvolle Kleidung war von Koth bespritzt, mit Schmutz und Blut überzogen. Byron aber ließ die Unbändigen toben; ruhig, mit vorwurfsvollem Auge blickte er sie lange Zeit an, bis sie von selbst schwiegen, um seine Antwort zu hören.

„Unwürdige Söhne Griechenlands," sprach nun der Dichter, „geht, Ihr Ehrenschänder des tapfern Helden, Marko Bozzaris. Ihr verdient es nicht, daß Ihr für das Vaterland fechtet. Hellas will, daß seine Krieger edle Männer, keine kleinliche, räuberische Feiglinge seien. Ihr habt mein Vertrauen gemißbraucht und deshalb seid Ihr meines Dienstes entlassen."

Die entschlossene Würde, der schmerzvolle Ton der Stimme und die von Begeisterung und Fiebergluth glänzenden Augen des Dichters bändigten die tobende Schaar. Sie wagten nicht zu widersprechen, nicht aufzublicken. Lässig ihre Waffen in den Arm nehmend, schlichen sie sich beschämt aus dem Krankenzimmer, und unser Freund hatte nun wenigstens Zeit, sich von seinem Grame zu erholen.

Durch diese traurigen Vorfälle mußte der Plan Lepanto zu erobern, auf's Ungewisse hinausgeschoben werden. Byron besserte sich zwar wieder, allein jene bedenklichen Krampfanfälle kehrten von Zeit zu Zeit zurück, und mit der Abnahme seiner Körperkräfte litt sein Gemüth, verdüsterte sich sein Geist. Unter so mannichfachen innern und äußern Stürmen war ihm die liebevolle Pflege Theakita's wahrhaft erfreulich. Diese seltene Frau ließ sich nach erhaltener Kunde von dem Erkranken des Freundes nicht abhalten, für ihn zu sorgen und alle jene kleinen Bequemlichkeiten herbeizuschaffen, auf die nur ein liebendes Frauengemüth verfällt.

So nahte sich unter bangen Ahnungen das Osterfest. Ringsum tiefe Stille, nirgends Waffengeräusch, nirgends kriegerischer, begeisternder Lärm. Byron beginnt seine gewohnten Spazierritte wieder, begleitet von den Freunden und seiner Leibwache. Die Bewegung in der freien Luft heitert ihn etwas auf, Briefe aus Italien von der Geliebten, aus England von seiner Halbschwester und seiner Tochter Ada, geben ihm neue Lebenslust, und mit neuen Hoffnungen unterzieht er sich wieder den Geschäften, schließt neue politische Verbindungen und bringt selbst eine Anleihe zu Gunsten der griechischen Sache durch seine rastlose Vermittelung zu Stande. Mit den Parteihäuptern weiß man sich auch günstig zu stellen und sie, wo nicht zum Anschluß, doch zur Ruhe zu bewegen. Die Expedition nach Lepanto kommt abermals zur Sprache, der Weg, den man einzuschlagen hat, wird von Byron angedeutet, allein die Griechen behaupten, ein solcher Zug sei nicht möglich, wenigstens sehr gefahrvoll. Man zieht die Charte zu Rathe, da aber auch diese zu keiner Vereinigung führt, ver-

liert Byron in seiner krankhaften Heftigkeit die Geduld, wirft Instrumente, Charten, Pläne durch einander und verlangt gebieterisch nach seinem Pferde. Er glaubt sich verrathen, von den zaudernden Griechen getäuscht.

„Wohin, Mylord?“ fragt der Fürst. „Die Pferde werden Ihnen schwerlich Auskunft geben können.“

„Zeigen will ich's Ihnen,“ versetzt Byron, „daß der beabsichtigte Zug nach Lepanto möglich ist! Mit eigenen Augen sollen Sie's sehen und zwar sogleich. Denn wenn man warten wollte, bis griechische Vorsicht und englischer Ungestüm mit einander einig würden, so könnte man eben so gut schon Morgen früh Chocolade aus dem todten Meere trinken.“

„Bedenken Sie Ihren Gesundheitszustand,“ erwiederte der Fürst. „Die Gegend kenne ich, unser Ausflug wäre unnöthig, und Sie würden von Nebel und Regen durchnässt offenbar Ihrer Gesundheit schaden.“

„Meinetwegen!“ sprach Byron. „Genug, ich will nun heut' einmal zu einem Resultate kommen,

und soll ich Lepanto nicht erobern, so will ich in Gottes Namen je eher, je lieber sterben. Dann würde Griechenland wohl einsehen, daß ich es redlich gemeint habe mit seiner Freiheit."

Alles Zureden und Vorstellen half nichts. Der eigensinnige, unmuthige Dichter beharrte auf seinem Vorsatze, und um ihn nicht noch mehr zu erbittern, ihn nicht mißtrauischer zu machen, mußten die Uebrigen ihm folgen. Mit seiner gewöhnlichen Begleitung verließ er Missolonghi und sprengte nun aus Eifer und Ungeduld ziemlich rasch dem Olivenwäldchen zu, um von dort aus den Weg nach dem offenen Lande zu gewinnen. Ein schwüler Wind trieb dunkle Regenwolken am Horizonte zusammen, die Sonne blinkte zuweilen brennend heiß durch die rollenden Nebel, und doch war die Atmosphäre von dem sumpfigen Boden umher feucht und kältend. Bald begann es heftig zu regnen, die kleine Caravane mußte umkehren. Auch Byron fügte sich der Nothwendigkeit schweigend, doch voll Aerger. Er war erhitzt, der Regen durchnässte ihn gänzlich, und um eher seine

Wohnung zu erreichen, bestieg er, wieder an der Küste angekommen, einen offenen Nachen, was er oft that, wenn er den Umweg durch die morastigen Niederungen vermeiden wollte.

So kam er nun zwar schnell, aber doch ganz durchkältet und beinahe steif am ganzen Körper, nach Hause. Er fühlt, daß ihm Ruhe nöthig ist, aber er will sich einmal heut' nicht fügen; und da nun den Abend ein heiterer Himmel überwölbt, die Sonne wieder einmal leuchtend in's Meer hinabtaucht und Citherklänge sich hier und dort hören lassen, so bleibt er noch lange am offenen Fenster sitzen.

Der nächste Morgen findet ihn matt, unruhig, äußerst empfindlich. Fletcher bemerkt, daß er zuweilen phantasirt. Er schickt nach den Aerzten und dringt mit bittenden Worten in den Dichter, er möge sich dem Unvermeidlichen fügen und einen Aderlaß gestatten. Allein Byron, von jeher aller ärztlichen Behandlung abhold, weigert sich mit entschiedenem Widerwillen. „Macht, was Ihr wollt," ruft er den forteilenden Freunden zu, „aber zur Ader lassen sollt

Ihr mir nicht! Ich bin reizbar, leide an den Nerven und Euer Blutzapfen vermindert solche Uebel jederzeit. Ueberdies ist die Lanzette das grausamste Mordwerkzeug, das ich kenne. Sie hat mehr Menschen getödtet, als die Guillotine; also packt Euch, ich will's drauf ankommen lassen!"

So muß man dem Eigenwilligen mit traurigen Ahnungen leiden, seinen Zustand täglich bedenklicher werden sehen. Seine Diener weichen nicht von dem Lager des Kranken; sie versuchen all' ihre Ueberredungskunst, doch immer ohne Erfolg. Endlich dämmert Fletchern ein Hoffnungsstrahl. Was die treue Anhänglichkeit der Freunde nicht erlangt, soll dem Liebreiz eines Weibes, dem flehenden Auge einer früheren Geliebten möglich werden. „Ich habe noch immer gefunden, daß Se. Herrlichkeit von jedem Weibe beherrscht wurde, nur von Mylady nicht," sagt der Kammerdiener, und Theakita soll ihre Bitten mit denen der Freunde vereinigen.

Die Griechin hatte schon seit einigen Tagen das Seraglio bezogen. Hier, nur durch eine dünne Wand

von dem Lager des Kranken geschieden, wacht, lauscht und schlummert sie. Dort vernimmt sie jeden Seufzer, hört sein irres Reden, sein Haschen nach Worten, sein angstvolles Stöhnen. Es ist ihr, als vernähme sie die Stimme ihres Vaterlandes, das sterbend auf seinem Heldenschilde ruht.

Nun kniet sie an dem Bett des Leidenden nieder, sie erhascht mit furchtsamer Hast einen lichten Augenblick, und bewegt ihn endlich durch Bitten und Liebkosungen, daß er den Verordnungen der Aerzte voll Zorn sich fügt. Erbittert streckt er ihnen den Arm entgegen, indem er ausruft: „Da! Ich sehe wohl, Ihr seid eine verfluchte Fleischerbande; nehmt mir also so viel Blut, als Ihr wollt, aber dann laßt's gut sein!"

Die Ader springt, der Kranke wird ruhiger, aber auch matter. Nur selten noch kehrt das Bewußtsein zurück, aber in den Fieberparoxismen glänzt des Dichters Auge von Bildern heiterer Tage. Er richtet sich hoch auf im Bett, begehrt Schwert und Helm, und ruft zu Kampf und Sturm seine Ge-

treuen. Dann sinkt er wieder zusammen und ein tiefer Schlaf überfällt ihn, aus dem er erst nach vielen Stunden völlig entkräftet erwacht.

Mühsam richtet er sich auf, eine dunkle Todesahnung ergreift ihn, er fühlt, daß seine Stunden gezählt sind und will nicht scheiden, ohne zuvor mit dem Irdischen abgeschlossen zu haben. Er winkt Fletchern zu sich. „William," spricht er und erfaßt seine Hand, „geh zu meiner Schwester — sag' ihr — geh' zu Lady Byron, Du stehst ja gut bei ihr — — Geschwind laß Dich ihr vorstellen und sag ihr — — oh, questa è una bella scena! — Vorwärts! Vorwärts! heran die Kanonen, Parry! Nur muthig heran! Folgt meinem Beispiel! Crede Byron — Byron!"

Nun sinkt er erschöpft wieder zurück, kalter Schweiß tritt auf seine Stirn, er greift mit der Hand in der leeren Luft umher und berührt Theakita's seidenes Haar, die an seinem Bett knieet. Sein treuer Hund springt an ihn hinan und leckt ihm die feuchten kalten Hände. „O," fährt er fort im Halbbe-

wußtsein zu sprechen, „Auguste — Ada — Therese — nun hab' ich Euch Alles gesagt! — Fletcher, Fletcher, daß Du nichts vergißt, sonst will ich Dich nach meinem Tode quälen, wenn ich kann!" —

Es trat wieder eine tiefe, bange Pause ein, dann hörte man ihn unverständlich murmeln. Nur die Worte: „Armes Griechenland! Arme Stadt! Hellas Befreiung oder den Tod!" konnte man verstehen. Endlich öffnete er nochmals die Augen und sprach zu den Umstehenden: „Nun will ich schlafen gehen."

Sein Haupt sinkt zurück in die Kissen, im Hause, auf den Straßen herrscht eine schauerliche Ruhe. Nur die Elemente drohen mit einem Aufruhr. Der Himmel bedeckt sich immer dichter mit schwarzem Gewölk, Blitze zucken und reißen es aufflammend aus einander, das Meer braust dumpf in der Tiefe. So vergeht der Morgen, der Nachmittag. Abends gegen 6 Uhr erhebt sich ein Wirbelwind, grelle Blitze zerspalten die Wolken, Donnerschläge krachen, die Erde bebt, daß die Mauern zittern. Hunderte von abergläubigen Griechen, die nun schon Tag und

Nacht das Seraglio umlagerten, schreien laut auf und brennen ihre Büchsen ab, um das Unwetter zu vertreiben. Die Trommeln werden gerührt, Viele laufen händeringend durch die Straßen und rufen laut: „Der große Mann ist nicht mehr! Lord Byron ist gestorben!“

Genau um diese Zeit öffnete der kranke Dichter nochmals die Augen, ein langes tiefes Röcheln hob seine Brust. Nun ward es wieder still. Die Salioten hatten die Thür geöffnet; sie lagen, ihre Waffen in den Armen haltend, betend auf den Knieen. Fletcher beugte sich über Byron. Man hörte keinen Athemzug mehr, ein sanftes, etwas schmerzliches Lächeln stand noch auf seiner Lippe. Die linke Hand hatte er gegen die Brust gedrückt, sie hielt Mary's Bildniß und die Haarlocken von Therese und Ada. Byron war todt.

Am nächsten Morgen, dem Ostertage, verkündigten siebenunddreißig Kanonenschüsse den Bewohnern Missolonghi's und der Umgegend die Zahl der Jahre,

welche der Dichter erreicht hatte. In den Kirchen lag das Volk auf den Knieen, über den unersetzlichen Verlust trauernd und wehklagend, den Griechenland, ja die Welt erlitten. Am dritten Tage nach seinem Tode ward eine feierliche Seelenmesse im Dome gehalten. Die Offiziere seiner Leibwache trugen die Ueberreste des Dichters nach der Kirche. Junge Mädchen mit aufgelöstem Haar, in schwarzen Crepp gekleidet, schritten voran, die Leichenhymne singend. Priester, Officiere, alle Beamteten und eine große Anzahl Krieger, Cypressenzweige tragend, folgten dem Sarge.

Am Grabe des Sulioten Marko Bozzaris ward der Todte niedergelassen, eine Urne, auf dem Sarge stehend, der mit einem Lorbeerkranze und mit des Dichters Schwert und Helm geziert war, herabgenommen, und zu Häupten des griechischen Helden in geweihte Erde versenkt. Sie enthielt das Herz Byron's, das Griechenland nicht von sich lassen wollte, da es ja diesem zum Heil in Missolonghi aufgehört hatte zu schlagen. Nun trat ein Grieche, Spiridion

Trikupis, an den Sarg und sprach folgende Worte:

„Das ganze Heer, gerüstet gegen den Feind der Christenheit, umsteht den Sarg des unsterblichen Dichters und Kriegers, des Wohlthäters von Griechenland. Es schwört über seinem Leichname, niemals die Opfer dieses großen Mannes zu vergessen und nie zu dulden, daß die Barbaren mit ihren Fußtritten den Ort entweihen, wo sein Herz ruht. Wir beten für die glückliche Ankunft seiner sterblichen Reste in seinem Vaterlande; wir beten, daß seine Seele zur Ruhe eingehe mit allen großen Seelen, den Wohlthätern der Menschheit und den Rechtschaffenen in allen Kreisen."

Hierauf wallfahrtete das Volk an dem von seinen eigenen Truppen bewachten Sarge vorüber und jeder Einzelne küßte dem erhabenen Todten die Hand. Dies dauerte bis tief in die Nacht, wo dann gegen Mitternacht der Sarg geschlossen wurde. — Einige Tage später donnerte das Geschütz von den Wällen Missolonghi's, ein Schiff schwankte auf den trägen Wogen des Golfs und trug die Leiche Lord Byrons dem fernen Vaterlande entgegen. Wieder drängten sich Tausende um den Hafen, aber kein Jauchzen erfüllte die Luft. Man sah nur Thränen in den Au-



gen der Griechen, die sich still zurück in ihre Wohnungen schlichen, als ein frischer Wind das Schiff schnell dem offenen Meere zutrieb. —

Zwei Monate später läuteten in Hucknall-Turkard die Glocken, die Kirchthür war geöffnet, ein Wagen mit sechs schwarzbehangenen Pferden hielt vor der Pforte des Kirchhofs. In einer Kapelle der Kirche standen vier Männer, eben beschäftigt, eine offene Gruft wieder zu schließen. Wir erkennen in ihnen Fletchern, den Griechen Zograffo, Tita, den Italiener und Joë Murray, den greisen Haushofmeister von Newstead-Abbey. Sie hatten die Ueberreste des Dichters in die Gruft seiner Väter versenkt. Man schrieb den 16. Juli 1824. Und dort lassen wir ihn nun ruhen und träumen von den Thaten seines reichen Lebens, wünschend, daß sein glänzender Geist mit den Flammen, die er verwegen Himmel und Hölle entriß, nicht vergebens gespielt und gedroht, nicht vergebens zahllose Herzen damit entzündet haben möge!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.
